

# Dokumentation

Frankfurt am Main ■ 2. Mai 2018

www.epd.de

**Nr. 18**

## ■ Was Theologie heute zu sagen hat

Symposium am 15. September 2017 in Karlsruhe anlässlich des  
60. Geburtstags von Landesbischof Prof. Dr. Jochen Cornelius-Bundschuh

### Impressum

Herausgeber und Verlag:  
Gemeinschaftswerk der  
Evangelischen Publizistik (GEP)  
gGmbH  
Anschrift: Emil-von-Behring-Str. 3,  
60439 Frankfurt am Main.  
Briefe bitte an Postfach 50 05 50,  
60394 Frankfurt

Geschäftsführer:  
Direktor Jörg Bollmann  
Verlagsleiter:  
Bert Wegener  
epd-Zentralredaktion:  
Chefredakteur: Karsten Frerichs

epd-Dokumentation:  
Verantwortliche Redakteure:  
Uwe Gepp (V.i.S.d.P.) /  
Reinhold Schardt  
Tel.: (069) 58 098 –135  
Fax: (069) 58 098 –294  
E-Mail: doku@epd.de

Der Informationsdienst  
epd-Dokumentation dient der  
persönlichen Unterrichtung.  
Nachdruck nur mit Erlaubnis und  
unter Quellenangabe.  
Druck: druckhaus köthen  
Friedrichstr. 11/12  
06366 Köthen (Anhalt)

## ■ Landesbischof Jochen Cornelius-Bundschuh

Karlsruhe (epd). Der Bischof der Evangelischen Landeskirche in Baden Jochen Cornelius-Bundschuh steht seit 2014 an der Spitze der rund 1,2 Millionen Mitglieder zählenden Landeskirche. Der Theologe sieht seine Aufgabe darin, den Menschen in Kirche und Gesellschaft Gottvertrauen und Nächstenliebe vermitteln. Die Verkündigung des Evangeliums bedeutet für ihn, theologisch begründet zu den Fragen der Zeit

Stellung zu beziehen und sich um die Schwachen in der Gesellschaft zu kümmern. Am 30. Juli wurde er 60 Jahre alt.

Bevor er sein Amt als Landesbischof am 1. Juni 2014 antrat, leitete er fünf Jahre lang die Abteilung Theologische Ausbildung und Prüfungsamt im Oberkirchenrat der Evangelischen Landeskirche in Baden. Davor war er Direktor des Predigerseminars der Evangelischen Kirche von Kurhessen-Waldeck in Hofgeismar. Der Theologe ist Vorstandsmitglied der Ausbildungs-

referentenkonferenz der Evangelischen Kirche in Deutschland.

Cornelius-Bundschuh wurde 1957 in Fulda geboren. Nach dem Abitur studierte er von 1976 bis 1983 in Göttingen, Tübingen und dem schottischen Edinburgh. 1988 promovierte er in Göttingen, 2008 wurde er Professor. Er ist mit Pfarrerin Ulrike Bundschuh verheiratet. Das Ehepaar hat drei erwachsene Kinder. (*epd-Landesdienst Südwest*, 15. 9. 2017)

### Quelle:

#### Was Theologie heute zu sagen hat

Symposium am 15. September 2017 in Karlsruhe anlässlich des 60. Geburtstags von Landesbischof Prof. Dr. Jochen Cornelius-Bundschuh

Bei allen Beiträgen dieser Ausgabe handelt es sich um die von den Rednerinnen und Rednern autorisierten Transkriptionen der Audiomitschnitte des Symposiums »Was Theologie heute zu sagen hat« am 15. 9. 2017 aus Anlass des 60. Geburtstags von Landesbischof Prof. Dr. Jochen Cornelius-Bundschuh.

Die evangelische Theologin und Pfarrerin PD Dr. Heike Springhart leitete die drei Gesprächsrunden ein. Darauf folgte ein Impuls der beiden Gesprächspartner, woran sich moderierte Gespräche anschlossen.

### Inhalt:

#### Was Theologie heute zu sagen hat – Symposium am 15. September 2017 in Karlsruhe anlässlich des 60. Geburtstags von Landesbischof Prof. Dr. Jochen Cornelius-Bundschuh

► Oberkirchenrätin Dr. Cornelia Weber, Synodalpräsident Axel Wermk: Was Theologie heute zu sagen hat. Zu Rolle und Auftrag der Kirche in der Öffentlichkeit – Einführung	4
► Ministerpräsident Winfried Kretschmann: Geburtstagsrede	5
► 1. Gesprächsrunde: Prof. Dr. Hans-Martin Gutmann, Peter Spuhler	8
► 2. Gesprächsrunde: Dr. Konstantin von Notz, Prof. Dr. Philipp Stoellger	14
► 3. Gesprächsrunde: Prof. Dr. Andrea Bieler, Bettina Limperg	19
► Landesbischof Prof. Dr. Jochen Cornelius-Bundschuh: Resonanz auf das Gehörte	24

## Was Theologie heute zu sagen hat. Zu Rolle und Auftrag der Kirche in der Öffentlichkeit – Einführung

Von Oberkirchenrätin Dr. Cornelia Weber, Ständige Stellvertreterin des Landesbischofs, und Synodalpräsident Axel Wermke, Präsident der Landessynode der Evangelischen Landeskirche in Baden

Sehr geehrte Damen und Herren, liebe Gäste!

»Besondere Ereignisse werfen ihre Schatten voraus«. Am heutigen Nachmittag und Abend ist es allerdings so, dass Ihr 60. Geburtstag, lieber Herr Landesbischof, seine Schatten etwas hinterherwirft. Am 30. Juli sind Sie 60 Jahre alt geworden – und heute sind viele Menschen hierher ins Badische Staatstheater gekommen, um aus Anlass Ihres runden Geburtstags mit Ihnen über Themen zu diskutieren und zu theologisieren, die Ihnen selbst wichtig sind. Unter dem Titel/Motto WAS THEOLOGIE HEUTE ZU SAGEN HAT widmet sich dieses Symposium der Rolle und dem Auftrag der Kirche in einer pluralisierten Öffentlichkeit. Es fragt danach, was Theologie und Kirche in einer sich zunehmend ausdifferenzierenden Gesellschaft einzubringen haben: Welche Modelle, Impulse und Perspektiven entwickeln sie für diese Gesellschaft und im Kontext einer globalisierten Welt? Wie »kommunizieren« sie mit anderen zivilgesellschaftlichen Akteuren (Kunst, Kultur, Wissenschaft, Wirtschaft, Politik usw.)? Wie gewinnt das Evangelium Relevanz für Menschen in unterschiedlichen Kontexten? Wie vernetzt sich Kirche in den Sozialraum hinein? Mit diesen und weiteren Fragestellungen nehmen wir mit diesem Symposium Überlegungen und Impulse auf, die Sie, lieber Herr Cornelius-Bundschuh, unter dem Stichwort »Kommunialisierung des Evangeliums« entwickelt und angestoßen haben. Ein Zitat:

»Das Evangelium folgt der Bewegung Gottes in die Welt. Es ereignet sich in der Krippe im Stall von Bethlehem; es geht in Strukturen und soziale Prozesse ein und macht sich ihnen doch nicht gleich. Es verändert die Welt durch das

Wort und die Sakramente: Wo arme und reiche Menschen an eine Tafel geladen werden; wo sich Kinder illegaler Flüchtlinge in Kindertagesstätten bilden; wo Krankheit, Alter und Tod nicht aus der Öffentlichkeit gedrängt werden; wo behinderte Menschen andere bereichern, erhält die Welt einen neuen Glanz. Das Evangelium wird plausibel; Menschen werden in ihrem Glauben gestärkt. Die Kommunalisierung des Evangeliums gewinnt Gestalt und Kraft, indem die Kirche in die Bewegung der Inkarnation gerät«, sich von der Bewegung Gottes in die Welt mitreißen lässt und sie aufnimmt<sup>1</sup>.

Wir freuen uns, dass wir für das heutige Symposium langjährige Weggefährter\*innen von Ihnen als auch aktuelle Gesprächspartner\*innen aus Politik, Institutionen und Zivilgesellschaft haben gewinnen können, um mit uns und Ihnen über diese Fragen nachzudenken, unterschiedliche Perspektiven miteinander ins Gespräch zu bringen und Impulse zu entwickeln, die – vielleicht hoffentlich – über den heutigen Tag hinausreichen und weiterwirken.

Wir wünschen uns und Ihnen allen einen inspirierenden, spannenden und erhellenden Nachmittag.

### Anmerkungen:

<sup>1</sup> Vgl. Jochen Cornelius-Bundschuh, Das Evangelium kommunalisieren! Was Glaube und Kirche stärkt, in: PrTh 49, 2014, S. 240-251

## Geburtstagsrede

Von Ministerpräsident Winfried Kretschmann,  
Ministerpräsident von Baden-Württemberg, Stuttgart

Sehr geehrter, lieber Herr Landesbischof Cornelius-Bundschuh, auch Sie, Frau Bundschuh, grüße ich herzlich und die ganze Familie. Und ein weiterer Gruß gilt nun Ihnen allen, dem Bürgermeister, dem Landesbischof der württembergischen Landeskirche, den Abgeordneten und Ihnen allen.

Drei wichtige Jubiläen dürfen wir dieses Jahr feiern: 500 Jahre Reformation, 200 Jahre Fahrrad und 60 Jahre Jochen Cornelius-Bundschuh. Angesichts der Vielzahl von Jubiläen und runden Geburtstagen in diesem Jahr mag diese Auswahl zunächst etwas willkürlich klingen, aber das täuscht. Natürlich gibt es da Zusammenhänge, die ich etwas ausleuchten möchte.

Zwischen »500 Jahre Reformation« und dem badischen Landesbischof ist ein solcher Zusammenhang ja noch recht offensichtlich. Vielleicht auch noch zwischen dem Landesbischof und »200 Jahre Fahrrad«, haben Sie, Herr Landesbischof, doch im Juli aus diesem Anlass zusammen mit dem 3-Löwen-Takt eine Kirchentour per Rad angeboten. Aber zwischen allen dreien? Und was hat das mit dem heutigen Symposium zu tun, das nach Position und Relevanz der Kirche im öffentlichen Raum und in einer pluralen Gesellschaft fragt?

Beginnen wir mit der Reformation: Neben den zahlreichen und grundlegenden theologischen Anliegen, die die Reformatoren verfolgten, wie zum Beispiel der Rechtfertigungslehre oder dem Zugang aller zur Bibel, waren ihnen die engen Verflechtungen zwischen Thron und Altar ein Dorn im Auge. Seit dem Frühmittelalter hatte einerseits der politische Einfluss und Anspruch der Päpste enorm zugenommen, andererseits das staatsähnliche Gebaren der Kirche selbst. Kirche mischte kräftig mit in der Politik, nahm auf Herrscher und Staaten Einfluss und behauptete eine universale, über dem Kaiser stehende Aufsicht. Und ihre geistige Autorität trat natürlich dann immer mehr hinter den geistlichen Aufgaben zurück.

Das haben die Reformatoren massiv kritisiert, und deshalb schärfte sie wieder die Unterscheidung zwischen weltlichem und geistlichem Regiment. Und so heißt es in der Confessio Augustana: »Darum soll man die zwei Regimente – das

geistliche und das weltliche – nicht ineinander mengen und werfen.« Staat und Kirche haben also unterschiedliche gesellschaftliche Funktionen und Aufträge. Und dieser reformatorische Ansatz zeigt ja bis heute Wirkung. Denn in der Unterscheidung und Trennung von Politik und Religion liegt die weltanschauliche Neutralität des Staates begründet. Und diese wiederum bedingt jene Religionsfreiheit der Bürgerinnen und Bürger, wie sie unsere heutige Verfassung beschreibt und garantiert.

In Deutschland ist diese religiös-weltanschauliche Neutralität des Staates jedoch kein Laizismus, keine totale und absolute Trennung, sondern eine kooperative, eine inkludierende Trennung. Der Staat nimmt gegenüber den Religionsgemeinschaften eine, wie es das Bundesverfassungsgericht formulierte, offene, übergreifende und fördernde Haltung ein, und zwar gegenüber allen Bekenntnissen. Sie wissen, dass ich solch eine kooperative Trennung für einen Gewinn für beide Seiten halte und dafür immer kämpfe. Es ist ein Gewinn für beide Seiten – für die Religionsgemeinschaften wie für die Gesellschaft. Denn die Religionsgemeinschaften und ihre Gläubigen können sich so mit ihren geistlichen, moralischen und sozialen Qualitäten und Quellen in und für die Gesellschaft einbringen, ihre Werte und Ideale bezeugen und leben.

Ihr Beitrag stärkt das soziale Klima unserer Gesellschaft. Eindrückliches Beispiel ist dafür natürlich der Einsatz und das Engagement der Kirchen in der Wohlfahrt und – wie wir es jetzt beim Einsatz vieler Christen, Kirchen und Kirchengemeinden erlebt haben – für die Flüchtlinge. Ihr Beitrag verhindert aber auch, dass in der Gesellschaft eine grundsätzliche Dimension von Kultur verloren geht. Denn das religiöse Denken und Sprechen überschreitet ja eine säkulare Fixierung auf das Hier und Jetzt und verhindert damit Selbstbezüglichkeit und Selbstgenügsamkeit. Denken wir nur daran, welchen Trost Gebete und religiöse Zeichen auch nicht-religiösen Menschen bei tragischen Ereignissen spenden können. Oder an den Sonntag, der eine wohltuende und sinnstiftende Unterbrechung des Alltags ist. Und er ist eben ein Geschenk der Gläubigen für die ganze Gesellschaft, und nicht nur für die Kirchgänger. Das wäre ein großes Missverständnis. Das sehen wir in der biblischen Begründung des Sabbats, der

nicht nur für die frommen Juden da ist, sondern für alle.

Umgekehrt werden aber auch die Kirchen herausgefordert, denn sie müssen ihre Lehren und Traditionen gegenüber einer säkularen und pluralen Gesellschaft vernünftig und plausibel kommunizieren können und sich den kritischen Fragen der Menschen aussetzen.

Aufgrund dieses Eingebunden- und Verwiesenseins in die säkulare Gesellschaft bleiben die Kirchen und Religionsgemeinschaften anschlussfähig und zeitgenössisch. Denn der Glaube kann immer nur in einem zeitgenössischen Horizont verstanden werden, etwa heute im Erkenntnishorizont der Wissenschaften. Ich glaube, dass dieses Spannungsverhältnis außerordentlich fruchtbar und wichtig ist. Damit sind die Kirchen eine fundamentale Säule der Zivilgesellschaft. Und das können wir, glaube ich, in seinem Wert gar nicht überschätzen, zumal in Zeiten, in denen sich die Menschen zwar immer noch sehr engagieren, aber doch oft temporär und in Projekten. Deshalb brauchen wir auch Institutionen, die immer da sind. Und das sollten wir Christen mit den Kirchen auch immer selbstbewusst wahrnehmen.

Damit komme ich zum zweiten Jubiläum, nämlich Ihrem runden Geburtstag, den Sie, verehrter Herr Landesbischof, im Juli feiern durften und der uns Anlass für diese Zusammenkunft ist. Denn ich finde, dass Sie in Ihrer Person, mit Ihrem Engagement der lebendige Beweis für die Richtigkeit dieses kooperativen Modells von Staat und Kirche sind, der kooperativen Trennung. Denn Ihre Wortmeldungen in die Gesellschaft hinein bezeugen, dass Sie an den drängenden Fragen der Menschen und an den aktuellen Herausforderungen dran sind, dass Sie einen wachen Blick dafür haben, wo etwas schief läuft, wo Menschen Unrecht erfahren, wo Hilfe notwendig ist. Und dann erheben Sie eben, beflügelt von Ihrem Glauben, Ihre Stimme. Aber eben nicht, wie es heute oftmals üblich ist, um Andersdenkende niederzuschreien oder zu beschimpfen, sondern um ruhig, aber nachdrücklich zu mahnen, wo humane Werte und soziale Errungenschaften gefährdet sind.

Und dabei achten Sie immer auf diese Art der kooperativen Trennung. Denn Sie respektieren die Zuständigkeit des Staates, konfrontieren aber die politischen Amtsträger mit Ihren Wertvorstellungen. Und Sie akzeptieren auf der anderen Seite auch die begrenzten Möglichkeiten des Staates und ergänzen diese durch das kirchliche Engage-

ment. Ob es jetzt um die Aushöhlung des angesprochenen Sonntags geht, den Hass gegenüber Flüchtlingen, ob es um Fehlentwicklungen bei TTIP-Verhandlungen oder die Missachtung Homosexueller geht: Wo Sie unsere Werte wie Gleichberechtigung, Freiheit, sozialer Ausgleich und Nachhaltigkeit in Gefahr sehen, ergreifen Sie das Wort, lassen aber auch Taten folgen. Das gilt auch für Ihr Engagement für die Bewahrung der Schöpfung. So haben Sie deutlich, meiner Meinung nach zu Recht, die zögerliche Haltung der Bundesregierung beim Klimaabkommen kritisiert. Aber Sie sorgen eben auch dafür, dass Ihre Landeskirche ihr Klimaschutzkonzept auch tatsächlich umsetzt.

Damit bin ich schließlich beim Jubiläum »200 Jahre Fahrrad«. Das Fahrrad, das habe ich jetzt auf der Eurobike in Friedrichshafen nochmals sehen können, hat sich gegenüber früher zu einem beliebten Freizeit- und Sportgerät entwickelt. Es gehört weltweit aber auch zu den meistbenutzten Transportmitteln – das sollten wir nicht vergessen. Und es nimmt heute eine zentrale Stellung in der Entwicklung einer nachhaltigen Mobilität ein – und wird dies auch künftig tun. Denn die Elektrifizierung schreitet beim Fahrrad – im Unterschied leider zum Auto – mit rasendem Tempo voran: Schon jedes achte verkaufte Fahrrad hat einen Elektromotor. Letztes Jahr wurden sechshunderttausend davon verkauft, beim Auto nur etwas über elftausend. Das Fahrrad hat damit auch eine enorme wirtschaftliche Bedeutung.

Insofern war Ihre erwähnte Kirchenradtour nicht einfach nur irgendein Ausflug, genauso wenig wie der Fahrrad-Pilgerweg, den Sie im August zusammen mit den evangelischen Kirchen von Thurgau und dem Elsass eröffnet haben. Oder die Schlussetappe zum Stuttgarter Kirchentag 2015, die Sie auf dem Fahrrad zurückgelegt haben. Das ist vielmehr ein Bekenntnis zu unserer Verantwortung gegenüber der Umwelt und den nachfolgenden Generationen. Es sind Impulse für Nachhaltigkeit und ökologisches Denken und Handeln, gepaart mit konkretem eigenem Tun.

Gerade beim Thema »Bewahrung der Schöpfung« wird deutlich, dass die Kirchen wichtiger Motor gesellschaftlicher Lern- und Veränderungsprozesse sein können und müssen, indem sie eben für Herausforderungen und Gefährdungen sensibilisieren, Impulse für notwendige Veränderungen setzen, vor allem aber auch selber mit gutem Beispiel vorangehen.


So schließt sich der Kreis und es wird vielleicht deutlich, dass solche – natürlich etwas willkürlich gewählten – Jubiläen doch einen inneren Zusammenhang haben. Deswegen soll mein Mitbringsel diesen Dreiklang auch verdeutlichen.

Erstens ist es ein Mitbringsel für Sie, Herr Landesbischof, ein nachträgliches Geburtstagsgeschenk.

Dann ist es zweitens ein Gegenstand, der Ihnen beim Radfahren nützlich sein kann, ein Rucksack, durch und durch nachhaltig produziert. Ich habe mir die Herstellerfirma letztens angeschaut, ökologisch und sozial nachhaltig und ökonomisch. Letzteres ist wichtig. Denn nur, wenn wir zeigen, dass wir mit nachhaltiger Produktion auch Prosperität sichern können, werden uns das viele andere, die diesen Weg noch nicht gegangen sind, nachmachen. Und das können wir mit solch einem wunderbaren Produkt zeigen.

Und natürlich kann man drittens mit diesem Rucksack auch wandern und pilgern, unabhängig davon, was die Reformatoren darüber gedacht

haben. Ich weiß natürlich, was Luther über das Wallfahren gesagt hat, verstehe es auch, weil es verbunden war mit dem Missbrauch des Ablasshandels. Aber ich finde, er hat da schon ein bisschen das Kind mit dem Bad ausgeschüttet. Deshalb kommt jetzt sozusagen der katholische Impuls, das Zweite Vatikanische Konzil, das die Kirche als pilgerndes Gottesvolk bezeichnet hat. Ich finde das ein schönes Bild. Überlegen Sie bitte, ob es nicht etwas ökumenisch Übernehmbares wäre, dass wir uns auch als Kirche immer als Gottsucher verstehen und nicht immer glauben, wir hätten ihn schon. Auch das könnte also nochmals ein Impuls sein.

Und so wünsche ich Ihnen jetzt für das Symposium anlässlich Ihres Geburtstags wirklich spannende Diskussionen und Impulse. Und ich wünsche unserer ganzen Gesellschaft Kirchen, die sich auch zukünftig kraftvoll und mäßigend, kritisch und konstruktiv, selbstbewusst und nachdenklich einbringen, so wie die Badische Landeskirche es macht, seit ich sie kenne. 

## 1. Gesprächsrunde:

### Prof. Dr. Hans-Martin Gutmann – Peter Spuhler

*Prof. Dr. Hans-Martin Gutmann, em. Professor für Praktische Theologie mit dem Schwerpunkt Homiletik, Universität Hamburg, und Peter Spuhler, Generalintendant des Badischen Staatstheaters Karlsruhe*

*Einleitung und Moderation: PD Dr. Heike Springhart, evangelische Theologin und Pfarrerin, leitet als Studienleiterin das Theologische Studienhaus Heidelberg im Evangelischen Studienseminar Morata-Haus*

#### Einleitung Heike Springhart:

Kerwe und Kanzel, Gedenkveranstaltung und Grußwort, Denkschriften und Demonstrationen, Talkshow und Theaterinszenierungen, Vortrag und Veto, Anwaltschaft und Asylarbeitskreis. Kirche ist immer öffentlich. Sie kann gar nicht anders als öffentlich sein, öffentlich handeln und offen reden. Denn sie folgt der Bewegung Gottes in diese Welt. Dort macht sich das Evangelium mit der Welt gemein, schafft Gemeinschaft und weist sogleich auf das, was nicht von dieser Welt ist. Wie sieht das aus? Worum geht es? In der jüngsten Zeit melden sich immer wieder kritische Stimmen zu Wort, die davor warnen, die Kirche zur Moralagentur zu machen. Andere sehen gerade öffentliche Theologie als Programm der Stunde. Für Sie als Landesbischof, lieber Herr Cornelius-Bundschuh, geht es darum, das Evangelium zu kommunalisieren, es in die Kommune zu bringen. In Begegnung und Gespräch, in der Öffentlichkeit, selbstbewusst und nachdenklich, das was trägt, das Evangelium, hörbar zu machen. An den Kontaktflächen zur Öffentlichkeit im Gespräch bleiben – darum geht es. Solches Gespräch ist nicht einfach kuschelige Plauderei. Es ist mitunter harte Auseinandersetzung, kritisches und selbstkritisches Ringen, beharrliches Mahnen und neugieriges Fragen. Wo könnte Begegnung und Gespräch an den Kontaktflächen zur Welt besser geschehen als hier im Theater? Mitten in der Stadt, auf den Brettern, die die Welt bedeuten und neue Welten schaffen. Mitten im Bühnenbild für »Meisterklasse« – einem Stück über Maria Callas. Das Theater ist der prädestinierte Ort für dieses Symposium.

Was hat Theologie heute zu sagen, wenn sie sich ins Gespräch begibt mit den verschiedenen Öffentlichkeiten? Was sind gemeinsame Anliegen und wechselseitige Erwartungen? An drei Kontaktflächen stellen wir in den kommenden 90 Minuten diese Fragen. Kultur – Digitalisierung – Recht. Wir unternehmen einen Spaziergang in die

verschiedenen Öffentlichkeiten hinein und sprechen mit profilierten Referentinnen und Referenten. Wir gehen mit eiligem Schritt. Jede der drei Gesprächsrunden beginnt mit einem kurzen Impuls, gefolgt von einer ebenso kurzen Antwort und einem Gespräch. Hochkompetente Referentinnen und Referenten um fünfminütige Statements zu bitten, ist eine ziemliche Zumutung. Ich danke Ihnen jetzt schon, dass Sie sich darauf einlassen. Die Sanduhr, die hier auf diesem kleinen Schachbrettischchen steht, wird Sie mahnen an die rinnende Zeit erinnern. Begeben wir uns also auf diesen Spaziergang und beginnen wir, wo wir sind. Im Theater, bei der Kultur.

Kirche und Öffentlichkeit – das hieß lange Zeit vor allem Kirche und Kultur. Darüber spreche ich mit Peter Spuhler und mit Hans-Martin Gutmann. Peter Spuhler ist der Hausherr dieses Hauses, Generalintendant des Badischen Staatstheaters. Seine Offenheit für unterschiedliche Kulturen führt ihn regelmäßig in arabische Welten und treibt ihn an, das Theater als einen Ort der Begegnung offen zu halten. Peter Spuhlers Engagement für eine offene Gesellschaft bleibt nicht ohne Wirkungen auf unsere Landeskirche, denn er ist berufenes Mitglied der Landessynode. Hans-Martin Gutmann hat als Professor für Praktische Theologie an der Universität Hamburg gelehrt. Im »Zentrum für Weltreligionen im Dialog« hat er leitend mitgearbeitet und der Titel seines im doppelten Sinn letzten Buches ist Programm: Evangelisch leben zwischen Religion, Politik und populärer Kultur. Und er war schon vor seinem Auftritt hier und heute auf Bühnenbrettern zu erleben und ist es auch weiterhin als preisgekrönter Jazz-Musiker. Herzlich willkommen Peter Spuhler und Hans-Martin Gutmann.

#### Impuls Hans-Martin Gutmann:

Lieber Jochen, liebe Kolleginnen und Kollegen, die offene Gesellschaft ist in vieler Hinsicht bedroht. Wir erleben eine starke Polarisierung zwi-

schen Armut und Reichtum. Heute war gerade wieder zu lesen, dass fast jedes sechste Kind von Armut bedroht ist. Das ist in einer reichen Gesellschaft ein Skandal, ein Hinweis auf strukturelle Gewalt. Und gleichzeitig explodiert der gesellschaftliche Reichtum. In der Mitte der Gesellschaft – wenn sie schon nicht ausdünnt – wächst die Angst davor, dass sozialer Abstieg droht. Viele Menschen reagieren mit Fundamentalismus, das heißt in religiöser oder politischer Hinsicht, dass sie auf geschlossene Innenwelten setzen, die harmonisiert gedacht werden; alle Unterschiede werden verleugnet und alles, was draußen ist, gilt als gefährlich, als böse. Wir erleben das in terroristischer Weise, wenn Einrichtungen für Geflüchtete angegriffen werden. Wir erleben es in Hassmails und in vielem anderen. In diesen harten Weisen ist das eine Sache für die Staatsanwälte und Gerichte. Und wir erleben es auch in milderer Form in bestimmten Parteien, die jetzt stark werden, und es ist unsere Aufgabe, finde ich, am übernächsten Sonntag mindestens zur Wahl zu gehen, um auf diese Weise dafür zu sorgen, dass diese Leute nicht zu viele Stimmen kriegen.

Diese Sehnsucht nach geschlossenen Welten, diese Sehnsucht nach Heimat ist aber nicht nur falsch, ist nicht nur problematisch, sondern die Sehnsucht nach geschlossenen Welten erleben wir überall in alltäglichen Lebenszusammenhängen, aber auch in der populären Kultur. Auch selbst in den sozialen Netzwerken des Internet, wenn die Menschen ihre Freundesgruppen haben, denen sie etwas posten. Und die populäre Kultur, das ist mein Thema, reagiert immer wieder mit trivialen Formaten auf diese Sehnsüchte. Beispielsweise diese »Viertel-nach-Acht-Glücks-Filme«, wo meistens Menschen eine kalte Geschäftswelt verlassen und aufs Dorf gehen und da nicht nur eine neue Liebe kennenlernen, sondern auch ein neues Geschäftsmodell, sich beides miteinander paart. Diese Sehnsucht danach, eine Beheimatung zu finden, wird dort angesprochen. Ich kenne viele Menschen, die das Fernsehen anmachen, sobald sie nach Hause kommen, und sich auf diese Weise beheimaten.

Vom Internet hatte ich schon gesprochen. Viele Leute gehen mit den Handys vor der Nase auf der Straße rum. Das ist für Radfahrer – und ich bin Radfahrer – unglaublich gefährlich. Aber im Gegensatz zu vielen anderen, die gewalttätig unterwegs sind, sehen diese Menschen glücklich aus. Die sind in ihren Welten zuhause. Und ich denke, dass die Kirche die Aufgabe hat, auf dieses Lebensgefühl zu reagieren; auch die Kirche. Das Triviale erreicht die Herzen und das Bauchgefühl

der Leute, das Triviale funktioniert voraussetzungslos im Hier und Jetzt, es berührt das Gefühl, es ermöglicht Gemeinschaftsbildung, es eröffnet Wege zu kleinen Fluchten aus dem Alltag, beziehungsweise macht den Alltag selber zum Fest, erlaubt einen leichten Zugang zu den großen Lebensthemen von Liebe und Trauer, Krankheit, Sterben und Neubeginn. Und Religion und Kultur erreichen in dem Maße das Herz der Leute, in der Vereinigung der Herzen, im gemeinsamen Event, in dem sie trivial werden. Kirchliche Angebote sind oft schon in dieser Weise beheimatend, ehe sie überhaupt zu sprachlichen Formen finden. Kirchliche Räume sind für Stadtviertel, für Dörfer solche Orte. »Symbolisches Kapital« hat das Wolfgang Grünberg von der Arbeitsstelle Kirche & Stadt in Anschluss an Pierre Bourdieu genannt. Und es kommt alles darauf an, dass diese Gesichter dieser Gebäude nicht verstellt werden, wie es jahrelang war, z. B. durch Werbeflächen oder wie auch immer, so dass die Leute sich da nicht zu Hause fühlen können. Aber auch in unseren Angeboten, in den Gottesdiensten, in all dem, was wir in der Kirche machen, geht es immer auch um Beheimatung, um Landschaften, liturgische Landschaften, in denen sich Menschen einfädeln können, in die Sprache der Verschiedenen sich aufgenommen fühlen können. Und gleichzeitig, von der biblischen Tradition her, sind wir dazu gefordert, dieses Gefühl, diese Sehnsucht nach Heimat, immer wieder zu erweitern.

Die Bibel ist ein Buch voller Fluchtgeschichten. Jesus, viele andere, das ganze Volk Israels ist unterwegs gewesen. Jesus ist hingerichtet worden, außerhalb Jerusalems, außerhalb von der heiligen Stadt, an einem fremden, verachteten Ort. Und dieses Verpflichtetsein, sozusagen über diesen Rand des Eigenen hinauszugehen und dafür Räume zu eröffnen, ist Aufgabe der Kirche, wie von vielen anderen sozialen Orten auch. Ich bin im Augenblick, weil ich mittlerweile seit einem halben Jahr pensioniert bin, zum Beispiel in Hamburg bei »Hanseatic Help« gelandet. Das ist ein riesen Verein, wo Kleider sortiert werden für Geflüchtete, aber auch für Obdachlose. Es gibt immer noch viele Leute, die nicht fremdenfeindlich sind, sondern die sich engagieren; die außerhalb und innerhalb der Kirche in diesem Feld weitermachen. Und ich finde: deshalb ist es nötig, in der Arbeit der Kirche, in der Arbeit der Kultur, auf die Sehnsüchte der Leute nach Heimat, nach Überschaubarkeit, nach Zugehörigkeit, positiv einzugehen und zugleich jede Abwertung und Ablehnung des Fremden anzugehen. Biblisch gehören zur versprochenen Heimat alle Men-

schen, ja, alle Geschöpfe Gottes. Es geht darum, das als Reichtum und als Geschenk anzunehmen.

#### Impuls Peter Spuhler:

Eine Antwort, beziehungsweise ein ergänzender Impuls: Sie haben gesagt, die offene Gesellschaft ist gefährdet. Die offene Gesellschaft ist auch uns am Theater sehr wichtig. Unser Leitsatz ist: »Ein offenes Theater für eine offene Gesellschaft«. Aber ich würde doch fragen: Haben wir die offene Gesellschaft überhaupt schon erreicht? Ich würde durchaus unterstreichen, dass sie gefährdet ist, aber ich würde auch behaupten, dass wir sie noch gar nicht erreicht haben. Und was meinen wir eigentlich damit, wenn wir von Gesellschaft sprechen? Wenn ich jetzt hier in den Raum gucke, ist der Migrantanteil ehrlich gesagt ausgesprochen gering. Zumindest soweit ich das erkennen kann. Ich bitte, mich zu korrigieren. Jedenfalls finden sich nicht die etwas über 20 Prozent der Karlsruher Bevölkerung. Wir sind im Theater auch fern davon, den zu erreichen. Wir erreichen gerade mal 2,5 Prozent migrantischstämmige Bevölkerung von Karlsruhe. Das empfinde ich als Problem, wenn wir uns anmaßen, Gesellschaft abbilden zu wollen oder auf Gesellschaft zu reagieren. Also: Wie machen wir das? Wie verändern wir das? Sind wir so offen, dass wir auch bereit sind, Platz zu machen? Für andere, die anders sind, die aber unsere Gesellschaft inzwischen längst auch ausmachen? Sind wir bereit dafür, Raum, Position, Stellung zu geben? Sind wir bereit dazu, Menschen zu fördern? Dass sie diese Plätze füllen? Diese Positionen füllen? Und sind wir in der Lage, als Theater oder als Kirche, die Gesellschaft wirklich abzubilden? Wir maßen uns das ja beide an – und es gibt auch ein Bedürfnis in der Bevölkerung, dass wir über Gesellschaft sprechen.

Also müssen wir uns fragen: Wer ist unsere Gesellschaft? Bilden wir die Menschen ab, in unserer Gemeinschaft, die unsere Gesellschaft heute ausmachen? Meine Antwort ist eben ganz klar: nein. Wir haben sie noch nicht gefunden, wir müssen uns dringend bemühen, wir müssen Platz machen für diese Menschen, die wir noch nicht erreichen und wir müssen uns verändern. Das ist, glaube ich, das Signal an die Kirche und das ist das Signal ans Theater. Wir müssen uns immer wieder an die Gesellschaft anpassen. Aber wir haben auch die Herausforderung: wir dürfen unseren Kern natürlich nicht verlieren. Das ist die Diskussion, die Sie in der Kirche – oder die wir in der Kirche, die wir aber auch im Theater führen. Was ist das Eigentliche, das uns ausmacht? Müs-

sen wir uns eher gegen die bestehenden gesellschaftlichen Tendenzen positionieren oder müssen wir mit der Gesellschaft gehen oder müssen wir gleichzeitig beides tun?

Um darauf, auf die Medialität, zu reagieren: nutzen wir alle Möglichkeiten der sozialen Medien? Sind wir schnell? Sind wir im Internet? Nutzen wir Facebook? Also: machen wir diese Trends alle mit oder sind wir das Gegenmodell? Sind wir der Ort der Entschleunigung, der Ort der Poesie, der Ort des Nachdenkens, der Ort der anderen Welt? Sind wir das Transzendente? Sind wir das Besondere, Ausgefallene? Oder sind wir eben beides gleichzeitig? Und wenn wir beides gleichzeitig sind, ist das ein enormes Spannungsfeld, das uns möglicherweise zerreißt, oder das uns doch zumindest erheblich unter Druck setzt. Das ist etwas, worüber wir uns am Theater ganz heftig Gedanken machen, wo wir auch völlig unterschiedlicher Meinung sind, und was, denke ich, auch die Kirche beschäftigt.

Gleichzeitig ist das Schöne: Wir werden wichtiger. Es gibt ein riesen Bedürfnis nach Orten der Verständigung. Wo trifft sich die Bürgergesellschaft? Was machen wir, wenn wir eben nicht »Gefällt mir« oder »Ärgerlich« klicken? Wo treffen wir uns mit Menschen, die wir vielleicht noch gar nicht kennen und reden über die Anliegen unserer Zeit? Wir stellen hier am Theater fest, dass nach Aufführungen wie »Terror« ein enormer Verständigungsbedarf da ist, dass auf einmal Schauspieler fast auf eine etwas fragwürdige Art und Weise zu Experten im Terrorismus werden, weil die Zuschauer einfach das Anliegen haben, über die Dinge, die uns umtreiben, zu reden. Und ich glaube, das ist gut so, dass man wieder die Nähe von Menschen sucht, dass man die Nähe von Gemeinschaft sucht. Und darin liegt eben diese große Chance unserer beiden Institutionen – des Theaters auf der einen Seite, der Kirche auf der anderen Seite – diese Räume anzubieten. Die Frage ist: Wie müssen diese Räume geschaffen sein? Auch da treiben uns ähnliche Probleme um. Wir haben die heiligen Kirchen, die edlen Gebäude, wir haben die Kanzel. Wir haben möglicherweise die Treppen, die emporführen, die geschlossenen Türen. Wir haben Barrieren, Vorurteile, die sich mit den Gebäuden verbinden und mit der Institution verbinden, die wir überwinden müssen. Und wir müssen schauen, dass der Begriff von Offenheit, von Transparenz, von Zugewandtheit auch durch die Gebäude gelebt wird, dass wir die Gebäude öffnen. Ich bin jetzt gerade an der Stadtkirche vorbeigekommen und dachte: »Wie wunderschön« – denn auf dem Bauzaun

waren die Mitarbeiter der Kirche abgebildet. Und ich dachte: »Was für eine geniale Idee, wenn wir hoffentlich demnächst den Bauzaun am Theater haben, dann müssen wir das in ähnlicher Weise kopieren und müssen uns auch offen machen.« Meine Redezeit ist abgelaufen, ich fasse mich kurz: Öffnung ja, reagieren auf die Gesellschaft unbedingt wichtig, konsequenter Veränderungswille auch wichtig, aber die Frage ist: Sind wir das Gegenmodell oder sind wir mit der Zeit oder sind wir beides, und wie gehen wir mit dem Widerspruch um? Es hat jemand einmal über das Theater gesagt – das fand ich sehr schön und das könnte auch für die Kirche gelten: Den Strauchelnden Halt geben und die Sicherer erschüttern. Den Strauchelnden Halt geben und den Sicherer erschüttern, das ist auch so ein wunderbarer Widerspruch. Wir haben einen kleinen Vorteil als Theater, wir dürfen Fragen stellen. Man erwartet von uns glücklicherweise keine Antworten. Die Kirche ist da vielleicht in einem größeren Konflikt, weil man von der Kirche gelegentlich auch Antworten erwartet, und es ist doch einfacher Fragen zu stellen als Antworten zu geben. Vielen Dank.

#### Moderiertes Gespräch:

**Moderatorin:** Wollen Sie direkt darauf noch einmal reagieren, Herr Gutmann?

**Hans-Martin Gutmann:** Ja, nur ich glaube, wir können keine Gegenwelten sein. Wir sind eingebunden in das, was in der Gesellschaft lebendig ist. Und was die mediale Kultur angeht: Alle Menschen sind gegenwärtig gleichzeitig online und offline unterwegs. Das ist eigentlich nicht mehr der zentrale Gegensatz, sondern es geht um gute und zerstörerische, schlechte Kommunikation in all diesen Feldern.

**Peter Spuhler:** Da kann ich jetzt nicht widersprechen.

**Moderatorin:** Ich würde gerne auf diese Spannung von Beheimatung zurückkommen, die Sie stark gemacht haben. Wo auch die Populärkultur selbstverständlich ein Raum ist für Emotionalität, Beheimatung. 20.15 Uhr, einmal raus aus den Komplexitäten. Und andererseits auf den Erschütterungsmoment. Ihr Zitat am Ende hat das sehr schön noch einmal auf den Punkt gebracht. Vielleicht straucheln die ja noch nicht einmal, die um 20.15 Uhr erst mal eine romantische Gegenwelt wollen. Wie ist das auszutarieren?

**Gutmann:** Erschüttert werden können Menschen dann, wenn sie sich irgendwie sicher sind. Also wenn sie Urvertrauen haben, wenn sie eine »good enough mother« gehabt haben. Wenn sie in Lebenswelten leben, in denen sie zuhause sein können. Menschen die erschüttert werden, ohne das zu haben, sind eben gefährdet. Ich hatte ja Fundamentalismus angesprochen. Ich glaube, das passiert dann. Das ist ein Phänomen der Moderne, das ist nichts Altes. Also: Menschen, die von Abstiegsängsten besessen sind, Menschen, die sich nicht mehr irgendwo zuhause fühlen können, suchen solche vollkommen geschlossenen, nach innen harmonisierten und nach außen ablehnenden Welten. Und deswegen ... halte ich es nur für möglich, Menschen zu erschüttern, die beheimatet sind.

**Spuhler:** Unsere große Chance als Theatermenschen ist ja, dass wir auf der Bühne Dinge machen dürfen, die man sich im wirklichen Leben nicht erlauben darf. Wir dürfen morden, wir dürfen alle möglichen Gräueltaten auf die Bühne bringen, stellvertretend für Sie, und Sie sehen dann, was passiert und müssen es nicht selber machen. Das ist ja seit zweieinhalbtausend Jahren ein bisschen die Aufgabe von Theater. Nicht umsonst war Theater ja früher kostenlos, als Instrument der Erziehung der Bürgergesellschaft, allerdings nur für Männer. Das habe ich nie ganz verstanden, ob Männer das so besonders nötig haben und die Frauen eben nicht. Aber das Spannende ist, dass wir ins Extrem gehen können. Und dass wir Dinge vorleben können, dass wir Beispiele geben können, und dass man anhand dieser Beispiele Erfahrungen vorwegnimmt. Das ist etwas, was in gleicher Weise das Fernsehen nicht kann, das können die anderen Medien nicht so, das bedarf des lebendigen Menschen. Das ist, glaube ich, der unmittelbare emotionale Kontakt, diese wirkliche tiefe Erschütterung, die nicht manipulierte Erschütterung. Die kann einerseits von wirklich guter Bühnenkunst ausgehen, sicherlich aber auch von einer hervorragenden Predigt. Und ich denke, dass das auch tatsächlich – da bin ich vielleicht altmodisch – eine gesellschaftliche Wirkung hat. Erschüttert zu werden, nachzudenken, sich plötzlich Zeit zu nehmen aufgrund der Erschütterung, aus dem täglichen Alltag herausgeworfen zu werden für einen Moment – darin liegt eine besondere Qualität.

**Moderatorin:** Ich möchte da gerade noch mal anknüpfen und diese Aufgabenteilung von Fragen-Stellen und Antworten noch einmal aufrufen. Das, was Sie gerade gesagt haben, auch in einer Inszenierung, ist ja erst mal eine starke Antwort.

**Spuhler:** Ich würde da lieber von der Grenzüberschreitung oder vielleicht sogar, wenn Sie es bitte nicht böse nehmen, von der Provokation reden; oder sagen wir von der Herausforderung, die von der Bühne gestellt wird. Ich glaube mit den Antworten sollten wir vorsichtig sein. Das Problem von uns Bühnensmenschen ist ja: Wir sind den ganzen Tag in geschlossenen Räumen, wir kommen tatsächlich selten raus und behaupten, wir wüssten, wie die Wirklichkeit geht. – Ich bin mir da nicht so sicher; und wir laufen in Gefahr, das auch immer mehr zu verlernen. Ich bewundere z. B. solche Fragen an Politiker: Wissen Sie eigentlich, was ein Liter Milch kostet? Wissen Sie, wie das ...? Wissen Sie, wie das ...? – Es gibt vieles, was wir Theaterleute auch wirklich nicht mehr wissen über Gesellschaft und wo wir auch gucken müssen, dass wir diese Erfahrungen irgendwo hernehmen. Dafür verfügen wir über andere, über die Sie nicht verfügen. Was ich einfach sagen will, ist: Wir können diese emotionalen Erfahrungen vermitteln, auch an Sie als Zuschauer. Wir sollten vorsichtig sein, gesellschaftliche Antworten zu geben. Es gibt genug spannende Fragen.

**Moderatorin:** Ich spiele den Ball direkt dem Theologen zu und frage Sie, ob Sie zufrieden sind mit der Aufgabenteilung von dem Theater, das die Fragen stellt und die Provokationen setzt, und der Theologie, die die Antworten gibt? Welche Antworten wären das dann?

**Gutmann:** Wir können nicht »die« Antworten geben. Als Theologinnen, als Pfarrer, Pfarrerrinnen, als Mitarbeitende in der Kirche, stehen wir für einen Gott, der Himmel und Erde gemacht hat, das Werk seiner Hände nicht fahren lässt, und gleichzeitig gegenüber allem der andere ist, der bewahrende, vollständig andere. Und in der Alltagspraxis geht es darum, beides miteinander auszubalancieren, sowohl die Nähe als auch die Distanz. Und es wird ja wirklich richtig hart, wenn man in solchen Landschaften lebt wie in Mecklenburg oder in Vorpommern, wo ich jetzt herkomme, wo beispielsweise die AfD sehr stark ist. Wenn man da in zehn dörflichen Gemeinden Pastor ist, wie geht man eigentlich mit diesen Menschen um? Man muss ja. Irgendwie gehört man zur Dorfkultur dazu, man ist sinnvollerweise Mitglied in den dörflichen Vereinen, wie auch immer, und gleichzeitig muss man unbedingt die Distanz wahren gegenüber dem fremdenfeindlichen Quatsch, den die Leute da verzapfen. Und das ist wirklich eine unglaublich wichtige Aufgabe. Und ich glaube, da haben wir in der Kirche, weil wir einfach immer noch in jedem Ort und in

jedem Stadtviertel präsent sind, doch vielleicht eine größere Lebenswelt-Nähe als das Theater.

**Moderatorin:** Vielleicht ein Zahnrad weitergedreht: Sie, Herr Spuhler, sind ja als Mitglied der Landessynode auch Teil unserer Kirchenregierung. Dennoch – oder gerade deswegen: Was erwarten Sie von der Kirche in dieser Gemengelage von Wandel hin zu Offenheit, Herausforderung von Beheimatung und verantwortlichem Umgang mit genau dieser Stelle?

**Spuhler:** Das klingt jetzt vielleicht ein bisschen platt, aber ich glaube wirklich, dass wir Institutionen brauchen – und das muss nicht alleine die Kirche sein –, wo menschliche Werte hochgehalten werden, wo die Würde des Menschen ganz zentral in den Mittelpunkt gestellt wird und wo es auch um moralische Fragen geht. Wir haben ja in der Landeskirche durchaus auch unterschiedliche Ansichten über gewisse moralische Fragen. Wir haben da auch sehr gerungen, das finde ich auch gut so. Insgesamt ist es aber wichtig, dass wir uns über die menschlichen Werte verständigen, die ich momentan angegriffen empfinde in einer Art und Weise, wie ich das früher nicht geahnt hätte. Oder wie wir alle das wahrscheinlich nicht geahnt hätten noch vor einigen Jahren. Man hat ja so die Annahme: Ja, es gibt immer wieder Phasen, wo es ein bisschen schlechter ist, aber generell nimmt die Menschheit eine Entwicklung zum Positiven hin. Und auf einmal sind Ereignisse, wo man denkt, das hatten wir doch schon längst überwunden, Situationen, ein Menschenbild, wo man denkt, das kann doch nicht nach den Erfahrungen des Nationalsozialismus wieder in Deutschland an der Tagesordnung sein. Wir haben Parteien, die wir nicht sehen wollen, oder wo ich zumindest sagen kann, dass ich sie sehr deutlich nicht sehen möchte, weder im Bundestag noch im Landtag. Und Haltungen dem Menschen gegenüber, die ich wirklich sehr erstaunlich finde. Und wenn da eine Institution dahingehend einen Halt gibt, dass sie Werte wie menschliche Toleranz, Würde des Menschen hochhält und erklärt, warum die so wichtig sind, dann ist die sehr, sehr kostbar und sehr, sehr wichtig für die Gesellschaft.

**Gutmann:** Mir ist noch eine Sache wichtig: Hamburg ist eine Stadt, wo der Anteil der evangelischen und der katholischen Christen ständig zurückgeht. Wir haben viele muslimische Mitbürgerinnen und Mitbürger, zum Glück immer mehr jüdische und viele andere, also hundert Religionsgemeinschaften allein in Hamburg. Und es geht darum, den Respekt, den Frieden zwischen

den Religionen zu stärken. Das machen wir mit der Akademie der Weltreligionen, im Religionsunterricht, dafür zu sorgen, dass sowohl Beheimatung im eigenen als auch die Achtung und die Kenntnis auch gegenüber dem anderen zu nehmen. Und auch in den Lebenswelten, denn in Stadtvierteln wie meinetwegen Billstedt in Hamburg leben gerade die Leute Hausflur an Hausflur, die anderen Religionen, anderen Kulturen zugehörig sind, die von der Bildungsvoraussetzung her am wenigsten darauf vorbereitet sind. Das ist ein riesen Problem. Und wir müssen, finde ich, unterscheiden, was die muslimische Seite angeht, zwischen den Verbänden und deren Vertretern und den Leuten, die einfach im Alltag ihr Leben

leben. Die Verbände sind oft sehr viel härter, sehr viel konservativer als die Leute. Es ist viel in Bewegung, und es geht auch darum, an den Universitäten die KollegInnen zu stärken, auch gegenüber den muslimischen Verbänden, die einen in Europa mit Aufklärung und mit historischer Kritik lebendigen Islam entwickeln wollen.

**Moderatorin:** Ich danke Ihnen beiden für lebendige Plädoyers, in denen deutlich geworden ist: Wir haben ein gemeinsames Anliegen und viel fruchtbare Überschneidung. Vielen herzlichen Dank!

## 2. Gesprächsrunde:

### Dr. Konstantin von Notz – Prof. Dr. Philipp Stoellger

Dr. Konstantin von Notz, Jurist und Mitglied des Deutschen Bundestags, Mölln und Berlin, und Prof. Dr. Philipp Stoellger, Professor für Systematische Theologie, Dogmatik und Religionsphilosophie, Universität Heidelberg

Einleitung und Moderation: Heike Springhart

#### Einleitung Heike Springhart:

Wir wandern weiter, wir pilgern weiter. Hoffentlich nicht nur anstrengend, sondern auch vernünftig, wir tun unser Bestes! Nicht gerade in die unendlichen Weiten des Weltraums, aber in die fast unendlichen Weiten des Netzes. Wo der schnelle Post aus dem Urlaub zu einem öffentlichen Statement wird und die kirchliche Verlautbarung neben Katzenvideos auf der Pinnwand zu sehen ist. Über die Digitalisierung und die Öffentlichkeiten im Netz spreche ich mit Konstantin von Notz und Philipp Stoellger. Konstantin von Notz sitzt seit 2009 für Bündnis 90/Die Grünen im Deutschen Bundestag und ist stellvertretender Vorsitzender der Grünen-Fraktion. Seine Leidenschaft für Transparenz hat ihn zuletzt im NSA-BND-Untersuchungsausschuss angetrieben. Die Netzpolitik ist sein Steckenpferd. Auch mit der Badischen Landeskirche ist er vielfach vernetzt. Dank seiner Heidelberger Dissertation im evangelischen Kirchenrecht kennt er sich bei Lebensführungspflichten im Pfarramt bestens aus. 2015 wurde er mit dem Bad Herrenalber Akademiepreis ausgezeichnet. Philipp Stoellger ist Professor für Systematische Theologie, Dogmatik und Religionsphilosophie an der Theologischen Fakultät in Heidelberg. Sein theologisches Anliegen ist es, besser zu verstehen, Deutungsmacht zu verstehen, die Macht des Bildes und der Bilder. Damit bewegt er sich immer auch in verschiedenen akademischen und kirchlichen Öffentlichkeiten. Zurzeit ist er Fellow des Marsilius-Kollegs der Universität Heidelberg. Herzlich willkommen, Konstantin von Notz und Philipp Stoellger!

#### Impuls Konstantin von Notz:

Lieber Herr Landesbischof Cornelius-Bundschuh, liebe Fest-Versammlung. Die Digitalisierung verändert alles. Dieser Satz ist ein völliger Allgemeinplatz, eine sichere Stereotype, wenn man Politiker über Digitalisierung reden hört. Und trotzdem stimmt er und er ist dramatischer als er auf den ersten Blick scheint. Genauso wie die meiner Ansicht nach richtige Feststellung, dass

die vier bedeutendsten kulturhistorischen Schritte, erstens die Entwicklung der Sprache, zweitens die Entwicklung der Schrift, die des Buchdrucks und jetzt die der Digitalisierung sind. Aber auch das sind große Worte gelassen ausgesprochen, denn mit diesen Entwicklungen gingen die krassen Veränderungen einher: Kriege, Verwerfungen, Revolutionen und Reformen. Und dafür, dass das so ist, sitzen wir hier alle sehr friedlich beieinander. Aber vielleicht befinden wir uns derzeit ja auch nur im Auge des Orkans der Digitalisierung. Unter anderem die Frage steht im Raum, ob wir durch Big Data und andere Entwicklungen alle zu Figuren in einem mathematischen Spiel der Wahrscheinlichkeiten, der Algorithmen, werden? Spaltet sich unsere Gesellschaft oder gar die ganze Menschheit in digitale und analoge Wirklichkeiten? Erleben wir ein neues, digitales Kastenwesen und wird die Ausforschung- und Ausbeutung des Individuums durch die Digitalisierung erneut eine ernste Gefahr? Übernehmen die Maschinen den Planeten mit der von uns geschaffenen künstlichen Intelligenz und, wenn ja, wann? Wer weiß all das heute? Nichts scheint gänzlich ausgeschlossen. Was braucht es eigentlich in solchen Zeiten dringender als eine klaren Überzeugungen und zeitbeständigen Werten verbundene Institution wie der Kirche? Was drängender als eine Gemeinschaft von Menschen, die mit Liebe Wahrhaftigkeit suchen? Natürlich ganz in dem von Winfried Kretschmann angesprochenen Kooperations-Trennungs-Modell.

Kurzum: Warum braucht es Kirche – auch und gerade in Zeiten dieses digitalen Umbruchs unserer Gesellschaft? Ich möchte hier im Hinblick auf die Öffentlichkeit ein Beispiel deutlich machen. Wo und wie findet heute eigentlich gesellschaftlicher Diskurs, Meinungs- und individuelle Entscheidungsfindung statt? Was ist heute öffentlich? In den letzten Jahrzehnten war das eine relativ schlicht beantwortbare Frage. Die 20-Uhr-Tageschau, das Heute-Journal, die FAZ, die Süddeutsche, Spiegel, Stern und für die Verwegenen der Münchner Merkur und die TAZ. Alles, was hier

gesagt und vertreten wurde, war vertretbar. Und man wusste, was los war. Es gab Einschaltquoten, Zeitungsauflagen, Leserbriefe, Höreranrufe. Sie schafften Transparenz, belegten Relevanz von Themen, Fakten und Meinungen. Was unter der Ladentheke verkauft wurde, fiel nicht ins Gewicht, spielte letztlich keine relevante Rolle. Heute, eine Woche vor einer nicht ganz unbedeutenden Bundestagswahl, sind diese Maßstäbe völlig erodiert. Jüngste Umfragen zeigen: Das Internet ist für viele Menschen inzwischen die einzige relevante Informationsquelle. Wie ist die Meinungs- und Themenbreite bei Facebook, Twitter, in Online-Chats und WhatsApp-Gruppen? Niemand weiß es, wir sind alle Opfer unserer jeweiligen Silo-Perspektive und damit ist auch die gemeinsame Öffentlichkeit Opfer dieser Silo-Perspektive. Dass dieser Verlust an Überblick, Objektivität und gemeinsamer Öffentlichkeit nicht irgendeine mediale Veränderung ist, sondern schwerwiegende Fragen aufwirft, das weiß man spätestens seit dem Ausgang der US-Präsidentenwahlen und Berichten über weitreichende, auch geheimdienstliche Manipulationsversuche.

War das Portrait über Donald Trump in der Washington Post oder der Hetzartikel bei Breitbart über die Hexe Hillary der meistgelesene Text im US-Wahlkampf? Wir wissen es bis heute nicht. Und auch in diesem Bundestagswahlkampf sehen wir die manierlichen und schönen Werbefilme der verschiedenen Parteien im Abendprogramm. Die demagogischen Hetzvideos und faktenfreien Untergangsszenarien des Abendlandes, die sehen wir nicht im Abendprogramm, sie werden trotzdem, außerhalb dieser Öffentlichkeit, millionenfach geschaut und geklickt. Unser politischer Diskurs ist irgendwie unter die Ladentheke gewandert. Es gibt keine Transparenz und deswegen keine Maßstäbe, was noch Argument ist und was nicht. Nur, dass wir uns an dieser Stelle nicht falsch verstehen: Ich verdamme nicht das Internet. Und schon gar nicht die freie Meinungsäußerung, ganz im Gegenteil, die verteidige ich bis aufs Letzte. Ich streite entschieden für das Recht auf Anonymität und Pseudonymität im Netz und gegen das Netzwerkdurchsetzungsgesetz. Mir geht es also nicht um Kulturpessimismus, sondern um das genaue Gegenteil. Ich glaube, wir brauchen demokratischen, unserer Verfassung und gerne auch dem christlichen Glauben verbundenen Kulturoptimismus. Denn Technik ist immer ambivalent. Sie muss gesellschaftlich gestaltet werden. Politik ist da natürlich in der Pflicht, das ist sowieso klar. Aber Kirche eben auch. Und ich würde sagen, dem Thema angemessen, vollumfänglich. Wann braucht man die

Botschaft der Hoffnung, Werteklarheit und Engagiertheit in der Liebe Gottes mehr als in Zeiten der Faktenverwässerung, der Konjunktur der Spalter und der Kakophonie des Hasses? Früher musste die Kirche aus dem Elfenbeinturm auf die Straße gehen, heute muss sie es engagiert im Netz tun, sich ganz im Sinne der kooperativen Trennung engagieren und diese Digitalisierung mit Mut und Herz gestalten. Herzlichen Dank.

#### Impuls Philipp Stoellger:

Sehr geehrter Herr Bischof, liebe Festgemeinschaft, sehr geehrter Herr von Notz. Wer wollte dem widersprechen? Bisher haben wir nur Konsens. Ich gebe mir Mühe, dass sich das ändert. Zunächst einmal, wenn Theologie heute etwas zu sagen hat, hat sie vor allen Dingen heute etwas zu fragen, im Anschluss an die erste Runde. Aber schon fragen zu können, versteht sich nicht von selbst, denn dazu brauchen wir den hier und heute dokumentierten Konsens, dass Theologie und Kirche in unseren Öffentlichkeiten überhaupt eine Stimme haben. Gegenüber manchen laizistischen Tendenzen, auch in Brüssel, ist das ein erheblicher Gewinn, der zu pflegen und zu hegen ist. Nun ist es so, dass Theologie und Kirche nicht nur eine Stimme haben, sondern wir gerade im Protestantismus eine besondere *Vielstimmigkeit* kultivieren, oder »Kommunalisierung« mit den Worten des Bischofs. Das ist auch gut so, angesichts dessen, dass Öffentlichkeiten immer Öffentlichkeiten im Plural sind. Diese Vielfalt sollte nicht durch Sehnsüchte nach Einheit, auch nicht durch Sehnsüchte nach Trivialisierung geschlossen werden. Allerdings, gegenüber allen vielen Öffentlichkeiten sei zumindest daran erinnert, dass Öffentlichkeit im *Singular* letztlich nur eine ist, nämlich Öffentlichkeit *vor Gott* – vor dem auch Digitalisierung wird zu verantworten sein. Das führt mich zu vier Fragen im Blick auf Theologie und Kirche angesichts von Digitalisierung. Bei vielem macht Kirche nicht einfach mit, sondern bleibt in Gelassenheit ein Ort des Widerstands. Denn wie wir von der Mediendemokratie wissen, sind Medialisierung und Digitalisierung auch gefährlich. Echtzeit-Abhängigkeit der Politiker von Meinungsumfragen – das kennt ein Bischof oder ein Pfarrer zum Glück nicht. Aber, die vier Fragen:

Die erste angesichts der Digitalisierung dürfte sein: Nicht, *ob* man da mitmacht, da sind wir uns ganz einig, sondern *wie*. *In welchem oder in wessen Geist* wird digital kommuniziert? Dem der Selbststeigerung oder dem der Fremderhaltung? Wenn Digitalisierung so mächtig ist, Allgegen-



wart, Allmacht, Allwissenheit, Vorherwissen zu übernehmen, dann aber ganz sicher nicht Allgüte und Liebe. Das scheint der Digitalisierung bisher fremd. In welchem Geist also digitale Kommunikation?

Die zweite Frage, von Herrn von Notz schon angesprochen: Es ist beunruhigend, aber die Frage unabweisbar, wann eigentlich Digitalisierung kippt und mächtiger wird als ihre Erfinder und Verwender? Die alte Angst vor dem Geschöpf, das sich gegen seinen Schöpfer erhebt, ist bekanntlich biblisch mehrfach durchreflektiert. Und Gott hat in der Regel auf die Aufstände der Geschöpfe mit Gesetz und Evangelium geantwortet. Die Frage wird also sein, wie antwortet der Mensch auf digitale Kreaturen, die sich über ihn erheben? Primär – da bin ich im Einverständnis mit Herrn von Notz – mit *Gesetz*. Selbstredend ist einiges rechtlich zu klären; allerdings kommen Recht und Gesetz immer schon zu spät, oder wie Paulus meinte: Recht bleibt bemerkenswert kontraproduktiv. Es reizt auch zur Überschreitung. Daher sollte man bei allem, was Recht ist, daran erinnern, dass auch Recht in metapositiven Größen gründet, etwa Glaube und Gott.

Die dritte Frage, für die Kirchen vielleicht schon beunruhigender: Welche Wirkung hat die längst eingetretene All-Digitalisierung eigentlich? Welche Wirkung auf unser Denken, Sprechen, Fühlen, Leben? Wir leben zutiefst in der Denkgewohnheit, nur was sich rechnet, sei rentabel und habe Daseinsrecht. Nur womit ich rechnen kann, das sei würdig und verlässlich. Dann fällt viel raus: Gott, Freiheit, Glaube. Dann fällt auch die in ihrer Freiheit unberechenbare Menschenwürde raus. Wer so frei ist, wie der Mensch, der Christenmensch zumal, wird sich nicht durchrechnen lassen. Und es fällt alles raus, was sich nicht einfach rechnet: Glaube, Liebe, Hoffnung. Von daher ist der evangelische Gegensatz hier: Vor allem, was sich nicht rechnet ist von Belang: Würde, Sinn, Liebe, Wahrheit, Hoffnung, Glaube. Wenn man jetzt anfängt zu sagen, das rechnet sich ja doch, zeigt man, dass man schon mittendrin ist in digitalen Denkgewohnheiten. Es müsse sich alles rechnen, und deswegen rechne sich nachher auch der Glaube. Dann hat man den Grammatik-Wechsel schon mitgemacht, die dunkle Atemwende. So sprechen wir auch in der Kirche nicht selten: Es rechnet sich doch auf kurz oder lang. Nein! Was sich *nicht* rechnet, gerade *das* ist von Belang.

Die vierte Frage schließlich, nochmals beunruhigend: Sollte etwa gelten, nur was digitalisiert werden kann, wird künftig überleben? Die Medi-

engeschichte, etwa in Gestalt der schönen Texte von Jochen Hörisch, hat gezeigt, dass die Regel ist: Was nicht konvertiert werden kann in neue Medien, bleibt auf der Strecke, auf der Strecke der Mediengeschichte. Lässt sich Evangelium digitalisieren? Die Bibel sicher. Leider ja nicht »for free« in der neuen Übersetzung »public domain«, aber immerhin ist sie digital zugänglich. Gottesdienste lassen sich streamen, Kommunikation des Evangeliums lässt sich natürlich digitalisieren. Aber lassen sich eigentlich Bischof und Oberkirchenrat digitalisieren? Durch einen Live-Stream ersetzen? Oder einen Schritt weiter: Wäre beim Reformationsjubiläum nicht eine neue Reformation zu erfinden? Die Konvertierung der Kirche in eine App, in eine Gnaden-App, frei skalierbar, zubuchbar mit Gesetz? Man brauchte keine Kirchen, keine Bischofsämter, keinen Oberkirchenrat, keine Kirchenbauten, sondern nur eine Evangeliums-App for free für alle. Die Konvertierung der Kirchen in eine App? Das wollen wir natürlich nicht – nicht nur als Institutionsvertreter nicht; aber es ist schwer zu sagen, *warum* wir das nicht wollen. Warum wir so weit vermutlich nicht gehen wollen in der Digitalisierung? Weil Gott nicht würfelt und nicht rechnet. Weil Glaube leibhaftig ist. Weil Kirchen kulturelle Formen sind. Es ist nicht ganz einfach, die Grenzen der Digitalisierung theologisch zu markieren. Aber wenn, wäre es wohl aus Gott, aus Glaube und aus Kirchen zu begründen. Aber, da meine Zeit längst abgelaufen ist, schließe ich hier. Ich danke Ihnen.

#### Moderiertes Gespräch:

**Moderatorin:** Auch hier, zunächst Konstantin von Notz, die Gelegenheit, direkt zu reagieren auf das Gehörte.

**Konstantin von Notz:** Ja, das ist natürlich der interessante Spannungsbogen. Die Kirchen-App oder die Gottes-App in Zeiten, in denen die Digitalisierung uns politisch eben auch so bewegt. Und ich bin tatsächlich überzeugt, dass wir derzeit in dem Auge dieses Orkans stehen und dass sich eigentlich schon sehr viel mehr verändert hat, als wir das wahrhaben wollen, dass eben dieser Transformationsprozess derzeit noch läuft. Und die interessante Frage wäre ja: Wie hat denn Kirche bisher auf Digitalisierung reagiert und tatsächlich diese Transformation mitgestaltet? Jetzt mal abgesehen davon, dass man die Herrnhuter Tageslosung als E-Mail bekommen kann.

**Philipp Stoellger:** Also Kirchen waren ja in der Regel »early adopter« in Medienfragen. Bei Sprache, bei Schrift, bei Buchdruck, ganz früh, ganz

gestaltend mit dabei. Das ist bei der Digitalisierung offensichtlich nicht der Fall. Und man kann das jetzt bedauern, man kann das auch begründen mit Skepsis gegenüber der Digitalisierung. Aber es ist zunächst einmal ein beschreibenswertes Phänomen und ziemlich kompliziert zu beschreiben, dass Kirchen in Bezug auf entleiblichte Kommunikation, auf die Herrschaft der Zahl, der Algorithmen, die Sie ja auch kritisieren, auf diese Allmacht der Zahlen, sehr zurückhaltend reagieren. Kirchen sind gewissermaßen mit dem Wort, vielleicht auch mit dem Bild, verheiratet, aber nicht primär mit der Zahl. Das könnte auch daran liegen, dass wir in der Regel digitale Alphabete sind und nicht programmieren können, anders als schreiben und sprechen. Aber es könnte etwas mit der Entleiblichung, mit der Entmaterialisierung zu tun haben. Ein Gott wird Mensch, heißt eben nicht, er wird Zahl.

**Von Notz:** Das finde ich einen sehr interessanten Punkt. Und ich glaube ja, dass diese Bewegung eigentlich schon voll im Gange ist. Es gibt einen sehr schönen Film aus, ich glaube, den neunziger Jahren, Gattaca, ich weiß nicht, ob Sie den kennen, mit Uma Thurman und Ethan Hawke. Da geht es darum, dass unser ganzes Leben vorherbestimmt ist durch unsere Gene. Das hat sich ja jetzt so nicht verwirklicht. Aber der neue Traum der »Big-Data-Ideologen« ist, dass genau das, mit unseren Daten, mit den digitalen Spuren, die wir jeden Tag erzeugen, zukünftig möglich ist. Derzeit hören wir oft: »Daten sind das Rohöl des 21. Jahrhunderts, sie müssen sprudeln und es muss jetzt Schluss sein mit Datensparsamkeit und Ähnlichem«. Da liegt ein bestimmtes Weltbild dahinter, welches gerade mit aller Macht von interessierter Seite versucht wird, gesellschaftlich zu implementieren. Und die Frage ist, weil ich das, was Sie sagen, aus theologischer Sicht teile: Wo ist die Kirche da Akteur, wo notwendiges Gegengewicht? Und wo hört man ihre Stimme – man hört ja in vielen ethischen Fragen die Stimme der Kirche, Gott sei Dank – aber bei der Digitalisierung, bei dieser fundamentalen derzeitigen Veränderung unseres Menschenbildes, wo wir alle »gescored« werden aufgrund der digitalen Daten, die wir erzeugen und der Verwandtschaft, die zu uns in bestimmter Korrelation gesetzt wird, wo agiert man da und stellt sich gegen das digitale Wesen, das sich aufbäumt und unsere Freiheit gefährdet?

**Stoellger:** Also das Problem ist einerseits schon in den Wissenschaften permanent präsent. Am Marsilius-Kolleg habe ich mit vielen Kollegen zu tun, die sagen, sie wollen mit Big Data alles berechnen. Und das funktioniert verflüchtigt gut. Wir

sehen sehr alt aus dagegen als historische oder theologische oder philosophische Vertreter. Das funktioniert so schrecklich gut, dass man einigermaßen Mühe hat, zu sagen, es gibt noch was anderes. Big Data setzt auf Syntax, auf Zeichenkombinationen, auf Zahlenkombinationen. Bis auf Weiteres setzen wir in Theologie und Kirche auf Sprache, Bedeutung, Sinn, Semantik. Das wirkt unglaublich altbacken; ist aber, würde ich sagen, doch fundamental für das, was wir in Wissenschaft und Gesellschaft und Kirchen eigentlich tun. Wenn wir uns auf menschliche Weise miteinander verständigen wollen, hilft uns in der Regel kein Zahlenaustausch, sondern es geht um Wort und Geste und Szenen und Blicke. Das kann ich alles auch noch einmal digital beschreiben, aber ich würde sagen: Sinn und Wahrheit scheinen nicht auf Zahlrhythmen reduzierbar zu sein. Das würden Sie von der Politik vermutlich auch sagen. Sie sind permanent von Big Data abhängig, aber bis auf Weiteres sprechen Sie noch mit Menschen. Und in Kirche und Theologie wir eben auch.

**Von Notz:** Ich wollte noch einen Gedanken nennen, weil ich eben in der kurzen Zeit eine Sache weglassen musste, die mir sehr am Herzen liegt. Gerne würde ich noch einmal die Frage konkretisieren, wo Kirche bei dieser Ausgestaltung eine zentrale Rolle hat. Wir wissen ja auch um die Abgründigkeit oder die Manipulierbarkeit von Fernsehen und Radio, nicht erst, aber natürlich vor allem seit dem Dritten Reich. Was haben wir gemacht in dem Bereich? Wir haben ihn sehr stark reguliert, vor allen Dingen verfassungsrechtlich ausgestaltet. Die Kirchen spielen dabei in der Umsetzung auch eine relevante Rolle. Und die Frage ist, bei diesem Verlust an Öffentlichkeit, den wir im Augenblick haben, was wird eigentlich diskutiert? Und wer fährt welche Propaganda wo? Also die Frage, wie man transparent macht, um überhaupt analysieren zu können, was in der Gesellschaft umgeht, was die Faktenlage ist. Dafür muss man gemeinsam an einem Strang ziehen, Politik und auch andere wichtige gesellschaftliche Akteure wie die Kirche.


**Moderatorin:** Ich würde in die Verrechtlichungsfrage noch einmal reingehen und Sie um eine Konkretisierung bitten, Herr Stoellger. Sie haben Gesetz und Evangelium ins Spiel gebracht. Also Gesetz und Recht, das ist unsere Reaktion. Das hat Konstantin von Notz jetzt gerade auch noch einmal stark gemacht. Was heißt das aber: der Digitalisierung mit dem Evangelium begegnen?

**Stoellger:** Zunächst kurz Zustimmung: Wir sind beide dort uns einig, dass es rechtliche Regelungen braucht. Und dort werden die Kirchen eine der Stimmen sein, die die tendenzielle Allmacht der Algorithmen zu brechen sucht. Da sind wir uns schnell einig. Und die Kirche wird gut daran tun, jetzt nicht auf die Straße zu gehen, um gegen Algorithmen zu demonstrieren. Wie wollte man das machen? Welche Hausnummer haben die? Wo geht man da hin? Sondern es ist schon eine ganze Menge, wenn die Kirche das kultiviert, was sie kann. Sprechen, Leben, Fühlen, Zeigen, Gesten, Szenen. All diese analogen Kommunikationsformen zu kultivieren ist eine *pièce de résistance* gegenüber manch anderer Form. In der Tat, ich hatte die Frage aufgeworfen und kann mich jetzt nicht darum drücken. Wenn man sagt, der Schöpfer gegenüber seinem Geschöpf, der Mensch gegenüber seinen Algorithmen, reagiert erst einmal mit Recht und Gesetz, ist das in Ordnung. Nur, auch Gott hat ja gelernt, mit *Evangelium* auf das sich erhebende Geschöpf zu antworten? Wie sähe das unsererseits aus? Sicher nicht so, indem man anfängt, alle Digitalisierung freizusetzen. Denn die freigesetzte Maschine wird vermutlich keine christliche Freiheit kennen. Von daher wird es darum gehen zu fragen: Kann man den Maschinen eigentlich beibringen, sich nicht nur innerhalb der Regeln zu halten, sondern menschenfreundlich zu agieren? Überspitzt gesagt: Lässt sich eigentlich Maschinen Nächstenliebe implementieren? Da müsste man jetzt mit Kollegen vom MIT oder KIT reden. Aber es wäre ja zu hoffen, dass Recht und Gesetz nicht unser letztes Wort in der Sache sind. Wenn wir in den Kirchen Techniken im evangelischen Geist gebrauchen – Schrift, Sprache, Bild –, dann wäre ein evangelischer Gebrauch der Algorithmen ein solcher, der die irgendwie so tunen und erziehen muss, dass sie vielleicht liebeskompetent werden. Aber da müssen wir Programmierer fragen. Ich stelle zumindest einmal die Frage danach.

**Moderatorin:** Unsere Zeit rinnt schon, deshalb würde ich jetzt dem Politiker noch mal den Ball

zuspielen und sagen, ja, wir haben den gemeinsamen Gestaltungswillen und gemeinsamen Gestaltungsauftrag. Was soll die Kirche darin tun?

**Von Notz:** Also die Kirche ist ja tatsächlich, vorhin wurde das ja auch vom Ministerpräsidenten angesprochen, in diesen schwierigen Zeiten eine ganz wichtige und relevante Stimme in unserer Gesellschaft. Und ich glaube tatsächlich, dass die Digitalisierung solche Disruptionen freisetzen wird, wie wir sie uns heute noch immer gar nicht richtig vorstellen können. Und dieser Vergleich, Sprache – Schrift – Buchdruck – Digitalisierung, ist locker ausgesprochen, wenn man sich überlegt, was eigentlich der Buchdruck für Folgewirkungen hatte und auch was für grauenvollste Verwerfungen. Dann kriegt man eine Idee, was das bedeutet, dass sich unsere Arbeitswelt transformiert und dass Wirtschaftsketten und Produktionslogiken sich vollständig verändern. Und ich glaube, dass, wenn man sich darüber einig ist, dass dieser Standard, den wir haben – der seine Abgründigkeiten hat und stark verbesserungswürdig ist –, aber dass das Grundsystem, das wir haben, ein sehr erhaltenswertes ist im geschichtlichen Vergleich, aber auch im Vergleich zu vielen anderen Orten auf der Welt, dann müssen wir darüber reden, wie wir diese Standards und auch diese verfassungsrechtlichen Überzeugungen, die unser Leben und unsere Freiheiten ausmachen, schützen. Und da spielen die Kirchen eben als eine Gemeinschaft von wertegebundenen, sehr engagierten Menschen eine sehr große Rolle.

**Moderatorin:** Ich danke Ihnen beiden für einen lebendigen Austausch über ein Phänomen, was uns weiter beschäftigen wird, was sowohl inhaltlich-theologische Fragen freisetzt, das haben Sie eindrücklich gezeigt, als auch konkreten Handlungsbedarf. Vielen Dank, Konstantin von Notz und Philipp Stoellger. 

### 3. Gesprächsrunde: Prof. Dr. Andrea Bieler – Bettina Limperg

*Prof. Dr. Andrea Bieler, Professorin für Praktische Theologie, Universität Basel, und Bettina Limperg, Präsidentin des Bundesgerichtshofs, Karlsruhe*

*Einleitung und Moderation: Heike Springhart*

**Einleitung Heike Springhart:** Wir spazieren weiter und treffen, wie könnte es hier in Karlsruhe anders sein, auf das Recht. Nicht nur in der Residenz des Rechts sind Recht und Theologie, Kirche und Rechtsprechung in Sichtweite. An der Schnittstelle von Theologie und Recht spreche ich mit Andrea Bieler und Bettina Limperg. Andrea Bieler ist Professorin für Praktische Theologie an der Universität Basel. In ihrer theologischen Arbeit sind ihr interkulturelle Perspektiven ein wichtiges Anliegen. Von dort her beschäftigt sie sich mit Themen wie kollektiver Traumatisierung, Erinnerungspraxis und Migration und fragt nach theologischen Umgangsweisen damit. Die Verletzlichkeit des Lebens ist der Titel und rote Faden ihrer gerade eben erschienenen Theologie der Seelsorge. Bettina Limperg ist seit 2014 Präsidentin des Bundesgerichtshofs. Sie ist überzeugt, dass Recht und Rechtsstaatlichkeit öffentlich erfahrbar sein müssen. Gemeinsam mit anderen setzt sie sich dafür ein, das »Forum Recht« auf dem Gelände des Bundesgerichtshofs einzurichten. Im Karlsruher Foyer »Kirche und Recht« tritt sie regelmäßig in das Gespräch mit Theologie und Kirche. Herzlich willkommen Andrea Bieler und Bettina Limperg.

#### **Impuls Andrea Bieler:**

Ich möchte mit einigen allgemeinen Überlegungen beginnen: Ich verstehe die Kirche als eine Akteurin im zivilgesellschaftlichen Diskurs, die sich im Hinblick auf die Potenziale und die Konflikte, die eine soziale, kulturelle und religiöse Diversifizierung unserer Gesellschaft mit sich bringt, einbringen muss. Sie hat offensichtlich keine Interpretationshoheit mehr und ist eine Stimme unter vielen.

Im Zeitalter von »echo chambers« und »fake news« ist es ihre Aufgabe und selbstverständlich auch die Aufgabe der Theologie, gemeinsam mit anderen zivilgesellschaftlichen Akteurinnen Räume zu schaffen für wirklichen Dialog, für eine zivile, respektvolle Streitkultur. Und wir müssen wieder lernen, den Unterschied zu formulieren,

zwischen der Ansammlung von Daten und Kommunikations-Bytes und einem wirklichen Dialog.

Wie spricht die Kirche? Ich denke, die Artikulationsformen sind situativ unterschiedlich und sie müssen oszillieren im öffentlichen Raum. Manchmal sprechen wir anwaltschaftlich oder vielleicht sogar konfessorisch. Und zwar in denjenigen Prozessen, in denen das Leben, die Würde, die Freiheit des Einzelnen gefährdet wird, beziehungsweise gruppenbezogene Menschenfeindlichkeit sich ausbreitet. In diesen Zeiten, in diesen Situationen ist diese Form der Rede angebracht. Dann macht es Sinn zum Beispiel zu sagen, dass das Recht auf Asyl nicht kontingentierbar ist. In vielen anderen Fällen, in den meisten Fällen sollte die kirchliche Artikulation diskursiv sein, abwägend, Probleme hin- und herwälzend, die eigene Perspektive einbringend. Was können wir wirklich im Moment theologisch sagen im Hinblick auf die Big-Data-Gesellschaft, in die wir hineinstreben? Welche bioethischen Positionen entwickeln wir in bestimmten Themenfeldern? Wie sieht es aus mit Fragen der sozialen Gerechtigkeit? Das ist nicht immer konfessorisch zu beantworten.

Als Vertreterin der Praktischen Theologie geht es mir darum, dass die Kirche im öffentlichen Raum eine Stimme ist, die Ambiguitätstoleranz verstärkt. Unter Ambiguitätstoleranz verstehe ich die kognitiv bestimmte Fähigkeit, Fremdes und Vertrautes in der Wahrnehmung eines Sachverhalts oder einer Person nicht sofort zu nivellieren oder zu negieren, sondern beides stehen zu lassen; die Fähigkeit, Fremdes und Vertrautes stehen zu lassen und zum Gegenstand der eigenen kritischen Selbstreflexion werden zu lassen. Dazu sollte die evangelische Kirche bzw. die Kirchen einen Beitrag leisten. Die Ausbildung von Ambiguitätstoleranz im öffentlichen Diskurs könnte dann zum Beispiel dazu verhelfen, dass wir muslimische Frauen, die in verschiedenen Formen Schleier tragen, nicht einfach nur zum Opfer unserer Projektionsflächen machen, indem wir sie entweder als Opfer religiöser, patriarchaler Familienstrukturen sehen oder als religiös motivierte Überzeu-

gungstäterinnen, die eine Gefahr für den säkularen Staat darstellen. Wir würden helfen, sozusagen unter den Schleier zu gucken und konkrete Personen wahrzunehmen. Die dritte Dimension der Artikulation, die ich benennen möchte, bevor ich auf die Rechtsthematik eingehe, ist die selbstkritische Reflexion im Hinblick auf die Frage, wie Christinnen und Christen beziehungsweise die Institution Kirche selbst Anteil an gewaltgenerierenden sozialen Prozessen hat. Wenn wir in Europa sehen, wie sich Nationalismus und Kirchen zum Teil verbinden, ist das höchst problematisch. Und auch das sollte Teil unserer Diskursfähigkeit werden. Ich sehe es entsprechend als Aufgabe von Kirche und Theologie an, dass wir uns proaktiv mit mehr Leidenschaft und mehr Elan für die Religionsfreiheit derer, die wir zu anderen machen, einsetzen, und natürlich dies tun im Kontext der verfassungsrechtlich gegebenen gesetzlichen Regelwerke, mit denen wir hier leben.

Und nun wende ich mich Frau Limperg zu. Immanuel Kant sagt, Recht ist mit der »Befugnis zu zwingen« verbunden. Das sagt er unnachahmlich lapidar. Als Recht bezeichnen wir also diejenigen sozialen Regelwerke, die von der Staatsmacht notfalls mit Zwang durchgesetzt werden. Heißt das aber im Umkehrschluss, dass wir gut daran tun, nicht alles, was uns wichtig erscheint, zu Recht und damit zwangsweise durchsetzbar zu machen? Sollte etwa das Recht darüber entscheiden, wie wir uns zu kleiden haben? Sollte es rechtlich geregelt werden, welche Art des Grüßens wir von anderen erwarten?

Eine kleine Anekdote: Als ich jung war, sagen wir mal 25 Jahre alt, da gehörte ich mit vielen anderen Frauen meiner Generation auch zu einer Art »Burka-Fraktion«. Wir verhüllten uns, insbesondere nachts, um nicht als weibliche Geschlechtskörper im öffentlichen Raum aufzufallen; weil wir Angst vor sexuellen Übergriffen hatten.

In jener Zeit wurde unsere Kleidermode auch kritisiert. Aber nie wäre jemand im Traum auf die Idee gekommen, uns wegen dieser Kleidersitten zu verklagen: kurze Haare, Parka, Jeans, um in der Nacht als Männer durchzugehen.

In den vergangenen Jahren wurde nun obsessiv in den verschiedenen europäischen Gesellschaften über die Religion der anderen diskutiert, über Kleidermoden, Kontakttriale und Partizipationsformen im öffentlichen Raum. Die aktuellen Debatten um das Kopftuch der Lehrerin, den Turban des Polizisten und den islamischen Gesichtsschleier im öffentlichen Raum zeigen indes, dass

es mit unserer Fähigkeit zu religiös-kultureller Diversität noch nicht so gut bestellt ist. Und meines Erachtens ist die oftmals eingeforderte Neutralität von Staatsdiener\_innen, Lehrer\_innen, Polizist\_innen auch ein Ausdruck von Pluralismusunfähigkeit. Warum sollte denn eine muslimische Frau, die sich in bestimmter Weise kleidet, nicht in der Lage sein, im Schulunterricht pluralismusfähig bestimmte Themen zu debattieren? In der deutschen Gesellschaft zeigt sich meines Erachtens das tiefsitzende kulturelle Muster, mit dem wir Diversitätsthemen bearbeiten, nämlich dass wir unter Integration immer noch Assimilation an einen imaginierten, homogenen Kulturraum verstehen. Dabei verspielen oder schwächen wir die Möglichkeit, in der Fähigkeit zur Ambiguitätstoleranz, von der ich gesprochen habe, zu wachsen. Diese ist aber notwendig für die Stärkung demokratischer Prozesse. Meine These lautet deshalb: Es besteht die Gefahr, dass eine Verrechtlichung dieser Diskurse diejenigen entmachtet oder unmündig hält, die die Konflikte auf andere Art und Weise austragen sollten. Was ich nun gerne mit Frau Limperg diskutieren würde, ist Folgendes: Unter welchen Bedingungen schwächen gesetzliche Verregelungen religiös-kulturell motivierte Praxis? Inwiefern schwächt das den zivilgesellschaftlichen Diskursraum? Und wann ist das nicht der Fall? Welche Rolle oder Rollen spielen das Bundesverfassungsgericht in diesem Prozess und welche Rolle spielen die Ländergerichte? Vielen Dank.

#### Impuls Bettina Limperg:

Ja, sehr geehrte Frau Bieler, vielen Dank für die Fragen. Sehr geehrter Herr Landesbischof, zunächst auch von meiner Seite aus nochmals vielen Dank für die Gelegenheit, hier zu sprechen und herzlichen Glückwunsch nachträglich zum Geburtstag. Ganz im Gegensatz zu Ihnen, Frau Bieler, meine ich, dass der Begriff des Rechts, jedenfalls dort, wo wir uns in einem demokratischen und sozialen Rechtsstaat bewegen, wie wir das in Deutschland tun, absolut positiv besetzt ist. Denn nach meiner Überzeugung ist im Rechtsstaat das Recht das Ergebnis gerade eines Aushandlungsprozesses zwischen verschiedenen Beteiligten des demokratischen Diskurses. Und diese Beteiligten kommen natürlich aus dem Raum, den wir Zivilgesellschaft nennen, sie sind Teil der Zivilgesellschaft. In diesem Kontext entsteht Recht in demokratisch legitimierten Strukturen, in bestimmten Verfahren, die ausgehandelt sind durch die zivilgesellschaftlichen Kräfte. Deswegen ist Recht in diesem Sinne auch nie unabänderlich oder naturgegeben, sondern es

unterliegt natürlich auch dem gesellschaftlichen Wandel und damit auch dem Wandel in den gesellschaftlichen Anschauungen. Denken Sie an den Kuppelei-Paragrafen, der glücklicherweise vor vielen Jahren abgeschafft worden ist, aber in nachkonstitutioneller Zeit lange Bestand hatte. Denken Sie an die Strafbarkeit von einvernehmlichen homosexuellen Handlungen unter Erwachsenen, die glücklicherweise nicht nur abgeschafft sind, sondern jetzt auch rehabilitiert werden. Denken Sie aber umgekehrt natürlich auch an die Entwicklung des Asylrechts, das eben aufgrund eines gesellschaftlichen Wandels jetzt anders ausgeprägt ist, als sich das die Mütter und Väter des Grundgesetzes gedacht hatten. Recht findet also im gesellschaftlichen Diskurs statt und damit auch im gesellschaftlichen Raum. Es ist kein Fremdkörper, den man dann irgendwie versuchen müsste, wieder an den Rand zu schieben.

Zweitens, gleichwohl, kann neben dem Recht, vor dem Recht oder auch gegen das Recht eine Vereinbarung der Zivilgesellschaft oder zivilgesellschaftlich Beteiligter erfolgen. Menschen können z. B. auf Rechte verzichten. Nachbarn können sich darüber einigen, dass die an sich verbotene Bepflanzung auf der Grenze doch erlaubt ist, weil sie es möchten. Menschen können auf vertragliche Rechte verzichten, sie können Verträge ändern und sie können natürlich auch in einem Arbeitsbetrieb, wenn es etwa um Bekleidungs Vorschriften ginge, Dinge tun, die gesetzlich nicht geboten sind. Aber, und das ist mir wichtig, diese Freiheit der Verhandlung endet da, und das hat dann mit Kant zu tun, wo sich ein anderer in seinen Rechten verletzt sieht. Dann allerdings ist der Staat und sind im Übrigen auch die Kirchen, wenn es um innerkirchliche Angelegenheiten geht, verpflichtet, Justiz, letztlich »justice«, also Gerechtigkeit, zu gewähren und herzustellen.

Das ist mein dritter Punkt. Recht und Gerechtigkeit hängen für mich unlösbar miteinander zusammen. Es sind keine Fremdkörper, die man einander zuordnen muss. Es kann zwar Gerechtigkeit auch ohne gesetztes oder bewusstes Recht geben. Wir wissen, dass Kleinkinder schon sehr, sehr gute Gerechtigkeitsstrukturen ganz offensichtlich in sich tragen. Aber Ungerechtigkeit erfordert rechtliche Strukturen, um sie zu bekämpfen und um Gerechtigkeit wieder einzufordern. Spätestens dann also, wenn jemand meint, oder tatsächlich in seinen Rechten verletzt ist, dann muss es aus meiner Sicht ein Regime des Rechts geben, das dem Recht gegen das Unrecht zum Durchbruch verhilft. Das ist dann etwas, was auch vollstreckt werden muss, wo wir die Macht

des Gesetzes und seiner Vollstreckung also brauchen. Denn sonst gälte unweigerlich das Recht des Stärkeren, des Mächtigeren, des Reichereren, wie auch immer.

Viertens, ich meine, in diesem Sinne haben Theologie, haben Kirchen und das Recht in einem demokratischen Rechtsstaat sehr viel gemeinsam. Wesentliche Passagen der Bibel beispielsweise handeln von dem tiefen menschlichen Bedürfnis nach Recht und Gerechtigkeit. Nicht zuletzt das Bild des Jüngsten Gerichtes oder auch die Zehn Gebote als der Grundkanon menschlichen Miteinanders, vielleicht das »Grundgesetz« der Bibel oder der biblischen Botschaft, zeugen von der gemeinsamen Aufgabe, diesem Bedürfnis nach Gerechtigkeit Hoffnung zu geben. Und nach meiner festen Überzeugung ist es diese Hoffnung, die Hoffnung darauf, dass es Gerechtigkeit geben kann, die uns im Innersten zusammenhält. Und zu den Kleidern können wir vielleicht später noch mal kommen.

#### Moderiertes Gespräch:

**Moderatorin:** Das Gespräch ist ja bereits eröffnet. Und auch hier hat Andrea Bieler die Möglichkeit, direkt zu reagieren.

**Andrea Bieler:** Ich wollte natürlich kein Votum abgeben, in dem ich die Rechtsstaatlichkeit, auf der unsere Gesellschaft beruht, infrage stelle. Und die Bedeutung von Regelsystemen ist mir absolut einleuchtend. Für mich geht es um die Frage der Verhandlung multireligiöser und kulturell diverser Pluralität und um die Konflikte, die das mit sich bringt. Wo würden Sie von den Grenzen des Rechts sprechen oder von einer Verregelung des Lebens? Mein Eindruck ist, dass wir das in den Beispielen, die ich kurz angesprochen habe, stark tun. Dass wir nicht darauf setzen, dass wir in der Zivilgesellschaft Menschen, die sich in ihrer Andersartigkeit begegnen, so ausstatten können, dass sie sozusagen Konflikte über Andersartigkeit, über Befremden, über Fremdsein untereinander austragen können. Sondern dass wir zu schnell auf die Verregelung dieser Kommunikationsform gehen. Das war die These, die ich vorbringen wollte, und dass das letztendlich zivilgesellschaftliche Diskursivität schwächt. Natürlich ist das Entstehen von Rechten oder von Gesetzen und deren Wandlung auch das Ergebnis von Prozessen zivilgesellschaftlicher Aushandlungen. Das ist mir auch klar. Aber das, worauf ich hinauswollte, zielte auf etwas anderes ab.

**Bettina Limperg:** Ich bin nicht ganz sicher, ob das wirklich ein Gegensatzpaar ist, der gesellschaftliche Diskurs, die Diskussion, die Auseinandersetzung im gesellschaftlichen Raum und das Recht. Meine These ist ja, dass das Recht das Ergebnis dieses gesellschaftlichen Diskurses ist. Und ich sehe auch nicht, dass das Recht zu schnell kommt. Wir haben ja eben gehört, es kommt eigentlich eher zu spät. Es reagiert ja in der Regel nur, auch die Rechtsetzung reagiert. Wir sehen ein Problem, wir diskutieren es, wir versuchen es zu lösen und dann geben wir uns eine Regel dazu. Und so ähnlich, meine ich, ist es ja auch mit den Kleidervorschriften. Im Grundsatz ist es so, jeder kann tragen, was er will. Man kann vielleicht nicht ganz ohne Kleider durch die Stadt gehen, dann erregt man ein öffentliches Ärgernis. Bei der Burka diskutieren wir, haben aber in Deutschland kein Verbot. Und auch das Kopftuch und alles andere sind völlig frei. Ich sehe nicht, dass wir hier zu schnell Regeln gesetzt hätten. Wo es diskutiert wird, wo aber auch gerade erst Regeln gesucht werden, das ist die Frage der Amtsträger und bestimmter Kleidervorschriften. Das ist aber ein sehr spezieller Bereich, der natürlich im Bereich des religiösen Symbols im säkularen Staat besonders zugeschnitten ist. Denken Sie an die Kreuzifix-Entscheidung des Bundesverfassungsgerichtes, die aber noch nichts daran geändert hat, dass in Bayern immer noch überall Kreuze hängen. Und aktuell das baden-württembergische Gesetz, das Richterinnen oder Staatsanwältinnen verbieten würde, ein Kopftuch zu tragen, Schöffinnen aber zum Beispiel nicht. Das ist ein ganz interessantes und spannendes Ergebnis einer Diskussion, die allerdings manchmal grenzwertig geführt wurde, da gebe ich Ihnen völlig Recht.

**Moderatorin:** Ich möchte mal noch den Diskussionsgang ein wenig weiterdrehen und fragen: Wie bewerten wir das Recht oder wie würdest du, Andrea, das Recht bewerten? Ist das Recht Ultima Ratio? Das dann greift, wenn die Aushandlungsprozesse nicht zu organisieren sind? Oder ist das Recht der Rahmen? Oder sind das beides gar keine Alternativen? Mein Eindruck ist, die Diskussion hängt an der Bewertung des Rechts.

**Bieler:** Was genau verstehst du unter Ultima Ratio?

**Moderatorin:** Das Argument ist, wenn ich es recht verstehe, dass der Diskurs unterlaufen oder abgebrochen wird, dadurch dass die Dinge rechtlich geregelt werden, oder eben verrechtlicht. Dem liegt meines Erachtens die Annahme zu-

grunde, dass das Recht den Diskurs beendet und dass das ein Problem ist. Und da würde ich gerne noch mal genauer wissen, wie ist das Recht zu bewerten, was im Ringen um Gerechtigkeit ja auch ein zentrales Gut der theologischen Tradition ist?

**Bieler:** Ja, natürlich ist das Recht ein Konfliktregulierungsinstrument, das sich eine Gesellschaft gibt. Das ist klar. Und dass vereinheitlichte Regeln bei Konflikten, die erst mal nicht lösbar scheinen, geschaffen werden müssen, und dass man sich diesen Regeln dann auch zuordnen muss, und sie vielleicht auch wieder infrage stellen kann. Das ist ein Prozess, der wichtig ist und wo sich die Kirchen oder die Theologie bei bestimmten Fragen sicherlich auch mit einklinken müssen.

Gerechtigkeit ist für mich als Theologin eine Kategorie, die auch eine eschatologische Dimension hat. Ich denke, dass Gerechtigkeit immer auch etwas ist, was nicht einholbar ist in Regularien, in Rechten oder Gesetzen, die gesprochen werden, und dass Gesetze oder Rechtsprechung ja auch manchmal ungerecht ist, also Ungerechtigkeit produziert. Deshalb ist es wichtig – und da würde ich Ihnen gerne widersprechen –, das als eine Differenzfigur zu behalten im Gegensatz zum Recht.

**Moderatorin:** Recht und Gerechtigkeit. Wie würden Sie das bestimmen, Frau Limperg?

**Limperg:** Na ja, das sind natürlich keine Synonyme. Recht als gesetztes Recht und Rechtsanwendung sind nicht automatisch Gerechtigkeit. Ich habe eben aber von der Hoffnung gesprochen; Gerechtigkeit muss als Prozess des Bemühens und Strebens verstanden werden. Dieser Prozess muss den Anspruch haben, Gerechtigkeit herzustellen. Aber das kann keine absolute Gerechtigkeitsvorstellung des Rechts sein, ebenso wenig wie es das im theologischen oder kirchlichen Kontext geben könnte. Trotzdem sollte Einigkeit bestehen in dem Streben nach einem Zustand, der möglichst gerecht ist. Da gibt es natürlich Sperrigkeiten, z. B. bei einer Beweislastregel oder der Unschuldsvermutung, die manchmal zu einem Gefühl der Ungerechtigkeit führen können. Das ist aber kein Gesichtspunkt, der grundsätzlich als Negativposten gelten kann. Für mich persönlich ist Recht auch immer vor allem ein Schutz. Ein Schutz Schwächerer, die sich auf Rechte berufen können. Das ist etwas sehr Essentielles: das Bewusstsein einer realistischen Chance, Gerechtigkeit durch Recht zu erlangen, schafft

Vertrauen in den Rechtsstaat. Wenn das einmal verloren ist und sich Menschen in einem Staatsgefüge darauf nicht mehr verlassen können, fehlt eine notwendige Bedingung des Rechtsstaats. Das ist ja auch unser Gedanke bei der Konzeption des »Forums Recht« in Karlsruhe, dass wir solchen Entwicklungen etwas entgegensetzen und klar machen müssen, welche Chancen im Rechtsstaat und der Verlässlichkeit rechtlicher Strukturen stecken. Ich bin überzeugt davon, und auch das ist wieder etwas, was Recht und Kirche verbindet – dass Recht Schutz und Schutzräume bieten muss für Menschen, die sich anders nicht helfen können, sich nicht selber wehren können, nicht selber besonderen Einfluss, keine Macht haben. In diesem Zusammenhang ist die gleiche Geltung des Rechts für jede und jeden eine unglaubliche und wunderbare Errungenschaft unserer zivilisierten Gesellschaftsformen, deren Bedeutung wir uns sehr bewusst sein müssen.

**Moderatorin:** Unsere Zeit rinnt gnadenlos, leider. Deswegen würde ich Sie jeweils beide nach der wechselseitigen Erwartung an die anderen fragen. Erst einmal Frau Limperg, was erwarten Sie in dieser komplexen Gemengelage von der Kirche und der Theologie, wo wir alle mit Recht und Gerechtigkeit zu tun haben, darum ringen, was das Lebensförderliche ist?

**Limperg:** Ich erwarte von ihr, dass sie Standpunkte einnimmt. Ich erwarte, dass sie Standpunkt bezieht gerade da, wo es schwierig wird. Wir wandeln argumentativ oft auf Graten; man kann links abstürzen, man kann rechts abstürzen. Aber auch Institutionen wie die Kirchen müssen eine Haltung entwickeln und Vorbild sein. Das gilt gerade auch für unpopuläre Standpunkte. Die Kirche kann Inhalte setzen, sie ist eine Institution, die immer schon da war mit dem Anspruch, wichtig zu sein und gehört zu werden.

**Moderatorin:** Und die Erwartung der Theologin an das Rechtssystem?

**Bieler:** Ich lebe derzeit in der Schweiz, in einer relativ stabilen direkten Demokratie, die von ei-

nem verlässlichen Rechtsstaat gestützt wird. Es gibt allerdings in der Schweiz kein Pendant zum deutschen Bundesverfassungsgericht, das macht mir Sorgen. Es gibt in der Schweiz immer wieder Volksabstimmungen, die m. E. auf ihre Verfassungskonformität hin überprüft werden müssten. Und das Schweizer Rechtssystem hat keinen Raum, in der die »Stimme des Volkes« noch einmal kritisch unter die Lupe genommen würde.

**Moderatorin:** Vielen herzlichen Dank, Bettina Limperg und Andrea Bieler.

Fürs Erste ist unser Spaziergang durch die Öffentlichkeiten an einer Fermate angekommen. Ich traue mich nicht, zu sagen »am Ende«, denn wir haben einen langen Abend Zeit, über all das weiter zu diskutieren. Die unterschiedlichen Öffentlichkeiten stellen die Frage nach innen, nach außen, nach Heimat, nach Gastlichkeit. Welche Mächte regieren? Der Regisseur? Der Algorithmus? Das Gesetz? Theologie hat heute etwas zu sagen. Sie sagt es nicht in den leeren Raum, sondern gerichtet an die verschiedenen Öffentlichkeiten. Was sie zu sagen hat, entwickelt sie immer im Gespräch mit dem anderen. Im Gespräch mit denen, mit denen sie das Anliegen einer offenen Gesellschaft, das Anliegen gelingender Kommunikation und Gerechtigkeit mit Blick für die unter die Räder Gekommenen teilt. Sie bleibt dabei dem lebendigen Gott und seiner Geschichte mit dieser Welt auf der Spur. Auf der Spur, der Suche nach Gerechtigkeit und Barmherzigkeit. Sie ist realistisch und nüchtern und lässt sich in der Öffentlichkeit hören und von den Öffentlichkeiten herausfordern. Dass das gelingen kann und anregend ist, haben wir heute erlebt. Ich danke nochmals unseren Gesprächspartnern auf der Bühne: Peter Spuhler, Hans-Martin Gutmann, Konstantin von Notz und Philipp Stoellger, Andrea Bieler und Bettina Limperg. Herr Landesbischof, lieber Herr Cornelius-Bundschuh, wir freuen uns jetzt auf Ihre Resonanz, zu dem, was wir gehört haben. 

## Resonanz auf das Gehörte

Von Landesbischof Prof. Dr. Jochen Cornelius-Bundschuh, Evangelische Landeskirche in Baden, Karlsruhe

Meine sehr verehrten Damen und Herren, ich danke als Allererstes denjenigen, die uns hier auf einen Weg mitgenommen haben, der für mich das Signal ist: Ja, Theologie hat etwas zu sagen! Sie tut das gerade dann, und es gelingt da gut, wenn Kirche nicht bei sich selbst bleibt, sondern hinausgeht, die Menschen sucht, die Räume sucht. Sie tut das dann, wenn sie den Mut hat, sich am fremden Ort zu zeigen. Diese Aufforderung habe ich eben gehört: dass Kirche Position bezieht, sich mit dem Eigenen, mit gut reflektierter, wissenschaftlicher Theologie, mit gut durchdachtem, gebildetem Glauben in der Öffentlichkeit zeigt und sich dem Gespräch stellt. Folgt man der Logik des Priestertums aller Glaubenden, einem der Kennzeichen des Protestantismus, findet sich in der Öffentlichkeit auf beiden Seiten, nicht nur in der Kirche, gebildete Theologie. Das ist ein essentieller Punkt für mich. Wir machen uns als Kirche auf den Weg, gehen hinaus, suchen Kontakt und das Gespräch und erleben in diesen Begegnungen Theologie auf beiden Seiten, dass Theologie beiden Seiten etwas zu sagen hat und auch, was Theologie zu sagen hat.

Ich bin jetzt etwas über drei Jahre als Landesbischof unterwegs und habe diese Erfahrung dann gemacht, wenn ich mich getraut habe, hinauszugehen: in eine Firma, die Planetengetriebe herstellt, in eine Schule, in ein Krankenhaus, ins Gefängnis oder an andere Orte: Da ist und war schon Theologie, gebildeter Glaube. Kirche hat Anteil an der Bewegung Gottes in die Welt. Sie ist größer als wir, wir folgen ihr, nehmen sie auf, entdecken, dass sie schon da ist.

Diese Bewegung führt in die Fremde: Gott kommt in die Krippe und nicht in den Palast oder in den Tempel, sondern in die Fremde. Die Bewegung heißt also: nicht bei sich selbst bleiben, sondern sich herauswagen, in die anderen Kontexte, an die Orte, wo die Fragen sich dann zu bewähren haben und vielleicht bestimmte Fragen, die die Menschen beschäftigen, erst gestellt werden müssen.

Und mir ist wichtig, das kam in den Gesprächen eben auch sehr schön heraus: wir sind Akteure, Kirche ist Akteurin in der Zivilgesellschaft. Da hat sich etwas verändert, glaube ich. Wir sind nicht mehr Staat und Kirche, sondern wir sind mittendrin in der Gesellschaft. Das ist eine Chance, weil

die Hochschätzung von Pluralität und von Individualität nicht mehr primär eine Bedrohung ist, sondern wir sind eingeladen, konfliktfähig, aber gewaltfrei in diesem Kontext mitzureden, mitzugestalten und zu zeigen, was Gott Gutes an uns getan hat (vgl. den Wochenspruch vom vergangenen 13. Sonntag nach Trinitatis: Mt. 25,40), und auch an denen, denen wir begegnen und die das vielleicht nicht unbedingt wissen können.

Zwei Punkte will ich unterstreichen, die mir in der Diskussion aufgefallen sind und die ich für wichtig halte bei dem, was Theologie zu sagen hat. Das eine ist das Ringen um das, was Person ist. Das ist ein großes Wort: »Person«. Was macht eine Person aus? Sie lässt sich jedenfalls nicht reduzieren auf das, was der Algorithmus über sie sagt. Obwohl das ja eine typische Erfahrung ist: Sie bestellen einmal im Internet bei Giesswein Hausschuhe; ab dann sind Sie im Internet präsent als Hausschuh-Rezipient. Das klingt trivial, aber so funktioniert das mit dem Effekt, dass Sie bzw. Ihr Umfeld immer homogener werden. Im Blick auf meine Facebook-Freunde habe ich eine Strategie gefunden, das zu ändern. Immer wenn ich woanders hingehere, also z. B. in einen Betrieb, und danach etwas poste, merke ich, dass ich andere Leute erreiche und »neue Freunde« kriege, die dann wieder andere mitbringen. Für mich wäre das eine von den Strategien dazu, was wir als Kirche zu tun haben: Die Verschiedenen an einen Tisch holen, Unterschiede pflegen und gestalten.

Lassen Sie mich in diesem Zusammenhang ein Thema nennen, das mir am Herzen liegt, und wo ich unserer Kirche auch Mut machen will: An der Frage der Person hängt sehr viel und das hat ganz zentral mit der Taufe zu tun. Taufe ist ein leibhaftiges Geschehen. Da passiert etwas mit mir als Person, da wird nicht nur über mich geredet oder etwas über mich gesagt oder neu gedacht, sondern das, was alle anderen über mich denken, und das, was ich vielleicht auch selbst über mich denke, wird abgewaschen. In der Theologie der Taufe heißt das: »Ich sterbe, dadurch dass ich in dieses Wasser gehe.«

Was bedeutet das konkret? Alle Algorithmen, die bestimmen, wie ich bin, verlieren an Bedeutung. Das ist ein leibhaftiger Prozess. Wie können wir das zum Beispiel mit Konfirmandinnen und Kon-

firmanden leben, vorführen, ausprobieren, dass wirklich etwas abfällt und damit Freiheit entsteht und Neues möglich wird?

Und so ähnlich ist es auch beim Thema Gemeinschaft und Abendmahl. Der Schlüssel beim Abendmahl ist ja: Da sitzen immer die Falschen am Tisch. Wenn Sie die biblischen Geschichten über das Abendmahl anschauen: Da sitzen immer die Falschen am Tisch. Da sitzt der Verräter, da sitzen irgendwelche Feinde, da kommt eine Frau, die eigentlich auch nicht in die Runde gehört, und, und, und. Diese Erfahrung ernst zu nehmen, führt dazu zu überlegen, was heißt dann Inklusion? Wer ist da eingeladen, wer darf da mit dabei sitzen und wer nicht? Und wie können wir uns den Tendenzen zur marktkonformen – und das wäre für mich auch ein Schlüsselbegriff beim Thema Digitalisierung – Homogenisierung und Segmentierung widersetzen? Das ist für mich sehr stark verbunden mit diesen beiden Grundvollzügen des Glaubens: Taufe und Abendmahl.

Manchmal denke ich, der Protestantismus redet an dieser Stelle zu viel und überlegt zu wenig, wie er diese konkrete, lebendige, leibhaftige Praxis gestalten kann.

Das zweite Thema, das ich gerne aus der Diskussion aufnehmen möchte, ist mit den Stichworten Heimat und Offenheit verbunden. Immer wieder klang an: Gott führt zusammen in eine Gemeinschaft, nicht nur mit den Freundinnen und Freunden. Kirche ist keine Gemeinschaft von Freundinnen und Freunden, sondern eine, in der Platz für Fremde ist und sogar für Feinde. Hans-Martin, du hast vorhin gesagt, die Sehnsucht nach Heimat (im Sinne von geschlossenen Welten) sei nicht nur falsch, sondern man müsse trotzdem Heimat wertschätzen und pflegen und gestalten. Wie geschieht das? Interessant finde ich biblisch gesehen: Kirche befindet sich in einer doppelten Heimatgeberfunktion. Einerseits sind wir alle dafür, die Kirche im Dorf zu lassen und auch in der Stadt. Wenn wir über Kirchengebäude oder Gemeindegemeinschaften diskutieren, merkt man sehr schnell, was das bedeutet, auch in der Stadt die Kirche im Dorf zu lassen. Es gibt diese konkrete Identifikation mit Räumen, mit gewachsenen Traditionen. Und andererseits gibt es die Heimat im Himmel. Ich lese die Geschichte der letzten drei Jahre, in denen die Gemeinden sich aus meiner Sicht so fantastisch im Bereich Flüchtlingsarbeit bewährt haben, so, dass viele das verstanden haben: Wir sind in diese beiden Konstellationen eingespannt. Die Menschen wissen, dass sie diese doppelte Heimat haben. Das ermöglicht ihnen, die Kirche im Dorf dann auch einmal zu lassen und rauszugehen, draußen vor die Tür, vor das Tor, und

dort zu entdecken: Es ist nicht so gefährlich, es ist nicht so falsch, hier draußen zu sein. Und – meistens und überraschend ist Christus dann schon da. Und man kann an einem Tisch Platz nehmen und man kann miteinander Abendmahl feiern.

Das spricht alles nicht gegen die Kirche im Dorf. Die brauchen wir. Es ist wichtig, sie zu pflegen und zu gestalten. Aber diese »doppelte Heimat« spricht eben dafür wahrzunehmen: In diesem Glauben kann ich nach draußen gehen.

Als Letztes: Ich glaube, an diesem Nachmittag spielte im Hintergrund immer auch die Frage mit: Was haben wir als Kirchen in die Gesellschaft einzubringen, auch in einem zivil-religiösen Sinne?

Da ist diese grundlegende Unterscheidung: Ich bin Mensch und nicht Gott. Eine ganz basale Unterscheidung, die für unsere Zeit total wichtig ist, weil sie alle Fundamentalismen, alle Absolutsetzungen stoppt und kritisiert und infrage stellt. Insofern leistet sie etwas, was ganz charakteristisch und wichtig für uns als Kirche ist: immer wieder üben und fördern, dass es so etwas wie Unterbrechung und Innehalten gibt. Ich habe gerade die letzte Gesprächsrunde zwischen Ihnen beiden so verstanden. Du, Andrea, hast gefragt: wie kommen Menschen, die erst einmal fremd in diesem Diskurs sind und auch gar nicht wissen, ob sie im Recht angekommen sind, in dieses Rechtssystem hinein? Wie geschieht das eigentlich? Und auch diese Wandlungsprozesse, über die wir auch schon in der ersten Runde gesprochen haben: wie wird eine Person erschüttert?

Ich will dazu eine biblische Geschichte erzählen. Sie kennen alle die Geschichte von der anstehenden Steinigung der Ehebrecherin. Da haben Sie eine typische Rechtskonstellation. Sie haben das Thema Sexualität. Sie haben Öffentlichkeiten. Da stehen alle so schön um sie rum. Sie wissen, was dann passiert: Die Ältesten drängen Jesus zu entscheiden. Und ganz klar ist, sie drängen nicht etwa, weil sie eine Entscheidung brauchen, sondern sie drängen, weil sie ihn reinlegen wollen, sage ich mal verkürzt. Sagt Jesus: »Nein, jetzt lasst die Frau mal gehen«, sagen alle: »Der hält sich nicht an die Regeln, nicht an das Gesetz.« Sagt er: »Steinigen.« Dann ist die Sympathiewelle, auf der er unterwegs ist, erledigt. Und jetzt wissen Sie alle, was dann passiert. Keiner von ihnen sagt jetzt gleich die Antwort, sondern Jesus unterbricht, er bückt sich, keiner weiß, was er schreibt, bis heute nicht, obwohl es auch darüber Spekulationen gibt. Keiner weiß, was er schreibt,

aber er bückt sich und unterbricht. Und dieses Unterbrechen ist für mich der erste Schritt, der Schlüsselschritt in dieser Konstellation. Und was passiert dann? Als Nächstes richtet er sich wieder auf und was passiert dann?

»Wer ohne Sünde ist, der werfe den ersten Stein.« Und Jesus geht wieder in die Hocke. Ich glaube, das ist schon etwas ganz Wichtiges für Kirche, zu lernen: die Leute nicht anzustarren, wenn man will, dass sie frei zu einer neuen Entscheidung kommen. Jesus starrt sie nicht an und sagt: »Jetzt bin ich aber mal gespannt, was ihr macht.« Er bückt sich und lässt zu, dass sie sich entfalten, entwickeln, einen Weg gehen. Und dann kommt er wieder hoch und dann steht nur noch die Frau da, und er fragt: »Ja, was ist denn jetzt passiert?« Dann sagt sie: »Sie sind alle gegangen.« Jesus: »Hat dich keiner verdammt ... geh hinfort und sündige nicht mehr.«

Was ist passiert? Eigentlich denken wir immer: na ja, jeder hat gemerkt, dass er irgendwie auch sündig ist ... Ich habe bei Professor Welker gelernt, dass das nicht so ist. Wenn Sie den Text genau lesen, steht da: Sie gehen weg, die Ältesten zuerst. Also die, die sich am besten auskennen, gehen zuerst weg, weil sie die Kapazität haben zu verstehen, dass das, was sie tun, nicht richtig war, nämlich selbst eine Sünde war. Es hätte

nämlich bedeutet: Ich will den anderen reinlegen, ich benutze diese Person, diesen Menschen, um jemand anderen reinzulegen. Das aber genau ist Sünde. Und deswegen entscheiden sie sich, wegzugehen. Nicht, weil irgendwie jeder Sünde hat, sondern weil das ihre Erkenntnis wird: Wir haben versucht, jemanden reinzulegen. Ja, das stimmt, das hätten wir nicht tun sollen, und nur deswegen haben wir uns eigentlich für die Frau interessiert.

Solche Prozesse in Gang zu setzen, das wäre das, was wir als Kirche leisten müssten in der Gesellschaft. Menschen die Möglichkeit zu geben, sich zu entwickeln. Die Einen zu stärken und zu ermutigen; Sie haben das ja vorhin so treffend gesagt mit dem Straucheln und dem Ermutigen. Und die anderen verunsichern. Dann ist man vielleicht auch wieder bei einer Art Gewissensbegriff, nämlich herauszufinden, was zu tun ist, was die Perspektive ist.

Ich danke Ihnen, ich danke Ihnen sechs und Heike Springhart, die diesen Einstieg hier moderiert hat in das, was jetzt hoffentlich an Gesprächen untereinander passiert, und ich hoffe, dass wir einfach weiter in der Badischen Landeskirche und weit darüber hinaus auf dem Weg bleiben, Theologie ins Gespräch an den und mit den fremden Orten zu bringen. Vielen Dank. D

## Jahrgang 2017

22/17 – **Just Policing. Eine Alternative zur militärischen Intervention?** (Studie der Forschungsstätte der Evangelischen Studiengemeinschaft e.V., Tagung der Evangelischen Akademie Baden) – 104 Seiten / 7,40 €

23/17 – **36. Deutscher Evangelischer Kirchentag (1)** 32 Seiten / 4,10 €

24/17 – **Ernstfall Schule. Die Rolle der Religionen in der Einwanderungsgesellschaft** (Fachtagung der Evangelischen Akademie zu Berlin, der Evangelischen Kirche in Deutschland und des Comenius-Instituts) 104 Seiten / 7,40 €

25/17 – **Eine selbstbewusste Kirche in einem pluralistischen Europa. Gemeinsam weiter auf dem Weg** (Bericht der Meissen Kommission 2012–2016, Die Kirche von England und die Evangelische Kirche in Deutschland) – 28 Seiten / 3,40 €

26/17 – **36. Deutscher Evangelischer Kirchentag (2)** 44 Seiten / 4,60 €

27/17 – **36. Deutscher Evangelischer Kirchentag (3)** 40 Seiten / 4,10 €

28/17 – **Liberated by God's Grace / Befreit durch Gottes Gnade** (Zwölfte Vollversammlung des Lutherischen Weltbundes 2017) – 52 Seiten / 5,10 €

29/17 – **Kirchentage auf dem Weg** – 44 Seiten / 4,60 €

30/17 – **»Schatz, wir müssen reden!« Kirche und Mitgliederkommunikation** (51. Jahrestagung Öffentlichkeitsarbeit) – 44 Seiten / 4,60 €

31/17 – **36. Deutscher Evangelischer Kirchentag (4)** 56 Seiten / 5,10 €

32/17 – **Verantwortungsteilung im Flüchtlingsschutz – Herausforderungen auf globaler, europäischer und nationaler Ebene** (17. Berliner Symposium zum Flüchtlingsschutz) – **Luther und die Sakramente. Eine katholische Relecture in ökumenischer Perspektive** (Internationales Symposium, Päpstliche Universität Gregoriana) – 40 Seiten / 4,10 €

33/17 – **Wie lässt sich Gewalt bändigen, wenn die kooperative Weltordnung zerfällt?** (Friedensgutachten 2017) – **Aleppo und Mossul – lassen sich Massenverbrechen verhindern, wenn die kooperative Weltordnung zerfällt?** (Abendforum der Evangelischen Akademie zu Berlin) – **»America first« – was bleibt für den Rest? Gefahren für die Europäische Union** (Frankfurter Friedensforum) – 32 Seiten / 4,10 €

34-35/17 – **Aufgabe und Weg: »Kirche des gerechten Friedens werden«** (Ökumenische Konsultation Gerechtigkeit und Frieden) – 108 Seiten / 7,40 €

36/17 – **»Lebendiger Gott, erneuere und verwandle uns«** (26. Generalversammlung der Weltgemeinschaft Reformierter Kirchen 2017) – 84 Seiten / 6,40 €

37/17 – **Synopse der Parteiprogramme zur Bundestagswahl 2017** – 36 Seiten / 4,10 €

38/17 – **Medien und Politik in Zeiten des Wahlkampfes** (Südwestdeutsche Medientage 2017) – 48 Seiten / 4,60 €

39/17 – **Evangelische Identitäten: Das Reformationsjubiläum aus freikirchlicher und landeskirchlicher Sicht** (Tagung der Evangelischen Akademie zu Berlin und der Theologischen Hochschule Elstal) – 76 Seiten / 5,90 €

40/17 – **Berliner Memorandum Sicherheit neu denken – Wege des Friedens in Europa** (Erarbeitet von einer Arbeitsgruppe an der Forschungsstätte der Evangelischen Studiengemeinschaft FEST) – 20 Seiten / 3,40 €

41/17 – **Funke – Flamme – Feuer? Zum europäischen Charakter der Reformation** (Tagung der Evangelischen Akademie Sachsen-Anhalt, der Evangelischen Akademie zu Berlin und der Evangelischen Kirche der Böhmisches Brüder) – 44 Seiten / 4,60 €

42/17 – **Gender Gaga?! Kritische Analysen der Anti-Gender-Bewegung und Gegenstrategien für die Kirche** (Fachtagung im Ökumenischen Forum Hafencity Hamburg) – 28 Seiten / 3,40 €

43/17 – **Wenn jedes Maß verloren geht** (Forum Kirche-Wirtschaft-Arbeitswelt) – 40 Seiten / 4,10 €

44/17 – **Konsens und Konflikt: Politik braucht Auseinandersetzung.** (Zehn Impulse der Kammer für Öffentliche Verantwortung der EKD zu aktuellen Herausforderungen der Demokratie in Deutschland) – 40 Seiten / 4,10 €

45/17 – **Reformationsjubiläum 2017 in Wittenberg, 31.10.2017** – 56 Seiten / 5,10 €

46/17 – **»Was uns verbindet«** (70. und 71. Hauptversammlung des Reformierten Bundes 2017) 48 Seiten / 4,60 €

47/17 – **Synodentagung 2017 in Bonn (1)** / 4. verbundene Tagung der 12. Generalsynode der VELKD, der 3. Vollkonferenz der UEK und der 12. Synode der EKD, Bonn, 9. bis 15. November 2017 (Berichte 1) – 80 Seiten / 5,90 €

48/17 – **Synodentagung 2017 in Bonn (2)** / 4. verbundene Tagung der 12. Generalsynode der VELKD, der 3. Vollkonferenz der UEK und der 12. Synode der EKD, Bonn, 9. bis 15. November 2017 (Berichte 2, Schwerpunktthemen) – 52 Seiten / 5,10 €

49/17 – **Synodentagung 2017 in Bonn (3)** / 4. verbundene Tagung der 12. Generalsynode der VELKD, der 3. Vollkonferenz der UEK und der 12. Synode der EKD, Bonn, 9. bis 15. November 2017 (Berichte 3: Catholica, Einbringungen) 64 Seiten / 5,40 €

50-51/17 – **Der Vergangenheit verpflichtet – Die Zukunft gestalten – Hoffnung in der planetarischen Krise** (Ein Memorandum vom »PLÄDOYER für eine ökumenische Zukunft«) – 80 Seiten / 5,90 €

Gemeinschaftswerk der  
Evangelischen Publizistik gGmbH  
Verlag/Vertrieb  
Postfach 50 05 50  
60394 Frankfurt am Main

## Jahrgang 2018

### 01/18 – GKKE-Rüstungsexportbericht 2017

76 Seiten / 5,90 €

02/18 – **Gleichstellung im geistlichen Amt** (Ergänzungsband 1 zum Atlas der Gleichstellung von Frauen und Männern in der evangelischen Kirche in Deutschland) – 28 Seiten / 3,40 €

03/18 – **Synodentagung 2017 in Bonn (4)** / 4. verbundene Tagung der 12. Generalsynode der VELKD, der 3. Vollkonferenz der UEK und der 12. Synode der EKD, Bonn, 9. bis 15. November 2017 (Berichte 4: Impulsreferate zum EKD-Schwerpunktthema, Beschlüsse) – 44 Seiten / 4,60 €

04/18 – **Aussöhnungsprozess der Selbständigen Evangelisch-Lutherischen Kirche (SELK) und der Union Evangelischer Kirchen in der EKD (UEK)** 20 Seiten / 2,60 €

05/18 – **Digitalisierung und Kirche in ländlichen und städtischen Räumen** (Beiträge der Tagung »Weit entfernt und doch verbunden. Virtuelle Kirche in ländlichen und städtischen Räumen«, Missionsakademie Hamburg, und des Fachtags »Digitaler Wandel. Das geht nie wieder weg«) – 48 Seiten / 4,60 €

6/18 – **Die digitale Revolution gestalten - eine evangelische Perspektive** (Impulspapier des Arbeitskreises Evangelischer Unternehmer (AEU) – **Predigt an Heiligabend** (Pfarrer Steffen Reiche, Berlin) – 28 Seiten / 3,40 €

7-8/18 – **Feiern anlässlich des 500. Jubiläums der Reformation 2017 in europäischen Städten** 88 Seiten / 6,40 €

9/18 – **Protestantismus und Antiziganismus** (Fachtag des Zentralrats Deutscher Sinti und Roma mit der Evangelischen Akademie zu Berlin und der Bundesarbeitsgemeinschaft Kirche und Rechtsextremismus, 20. September 2017) – 24 Seiten / 3,40 €

10/18 – **Herausforderung Reproduktionsmedizin** – Die Orientierungshilfe der Gemeinschaft Evangelischer Kirchen in Europa (Tagung der Evangelischen Akademie Villigst, 23.–24. November 2017) 32 Seiten / 4,10 €

11/18 – **Koalitionsvertrag** zwischen CDU, CSU und SPD – Auszüge und einordnende Texte 44 Seiten / 4,60 €

12/18 – **Segensroboter Geistliche Handlungen und Künstliche Intelligenz (KI)** (Theologisch-ethischer Studientag an der Evangelischen Akademie Frankfurt) 40 Seiten / 4,10 €

13/18 – **»Und führe uns nicht in Versuchung«** (Texte zur Diskussion über das Vaterunser) **Christentum, Rechtsstaat, Demokratie – Gedanken über den Westen, Europa und Deutschland** (Von Prof. Dr. Heinrich August Winkler) – 24 Seiten / 3,40 €

14/18 – **Gedenken an Bischof Juliusz Bursche / Upamiętnienie biskupa Juliusza Burschego** 56 Seiten / 5,10 €

15/18 – **Ökumenischer Preis 2017 bei der Katholischen Akademie in Bayern für Landesbischof Heinrich Bedford-Strohm und Kardinal Reinhard Marx / Osterbotschaften 2018 der Preisträger** 24 Seiten / 3,40 €

16/18 – **Zur aktuellen kirchlichen und politischen Diskussion um das Werbeverbot für Abtreibungen** – 36 Seiten / 4,10 €

17/18 – **Urteil des Gerichtshofs der Europäischen Union zum kirchlichen Arbeitsrecht** 28 Seiten / 3,40 €

18/18 – **Was Theologie heute zu sagen hat** (Symposium am 15. September 2017 in Karlsruhe anlässlich des 60. Geburtstags von Landesbischof Prof. Dr. Jochen Cornelius-Bundschuh) – 28 Seiten / 3,40 €

Der Informationsdienst  
**epd-Dokumentation**  
(ISSN 1619-5809) kann im  
Abonnement oder einzeln  
bezogen werden.  
Pro Jahr erscheinen min-  
destens 50 Ausgaben.

Bestellungen und Anfragen an:  
GEP-Vertrieb  
Postfach 50 05 50,  
60394 Frankfurt,  
Tel.: (069) 58 098-191.  
Fax: (069) 58 098-226.  
E-Mail: [vertrieb@gep.de](mailto:vertrieb@gep.de)  
Internet: <http://www.epd.de>

Das Abonnement kostet monatlich 29,40 € inkl. Versand (mit Zugang zum digitalen Archiv: 34,20 €). E-Mail-Bezug im PDF-Format 27,80 €. Die Preise für Einzelbestellungen sind nach Umfang der Ausgabe und nach Anzahl der Exemplare gestaffelt.

Die Liste oben enthält den Preis eines Einzelexemplars; dazu kommt pro Auftrag eine Versandkostenpauschale (inkl. Porto) von 2,50 €.

**epd-Dokumentation** wird auf chlorfrei gebleichtem Papier gedruckt.